Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1831)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-654582

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

1.

Des Boten Gruß.

Ein Wundermann der neuen Zeit
Kommt ferne her aus einer alten;
Ums neue Jahr ist er nicht weit,
Doch habt ihr ihn schon lang gehalten!
Für manche ist er viel zu klug,
Weil andre ihn als dumm verachten.
Er bringt auch manchem mehr als gnug,
Da andre nur was fehlt betrachten.
Er ist mit jedem Jahre neu,
Und ist der Alte doch zu nennen.
Es fragt so mancher, wer er sei?
Und doch meint jeder ihn zu kennen.
Dem ew'gen Juden gleicht er schier;
Muß immer hart und fürder gehen;
Bald ist er da, bald dort, bald hier,
Doch aber — wer hat ihn gesehen?
Ihn kennt der Bau'r, der Knecht, die Magd,
Das Mädchen und der Schülerknabe,
Und ist er da — ein jeder fragt:
Wer ihn denn wohl gesehen habe?
„Das ist doch ein kurioser Mann!"
Er wars, er ists, er wird es bleiben!
Und wenn er sonst nichts weiter kann,
So kann er doch — Kalender schreiben!
„Aha! bist dus? Du alter Gauch!"
Gauch her, Gauch hin! Da bin ich wieder,
Und wandle nach dem alten Brauch
Das Land herauf, das Land hernieder.
Nur langsam! Denn ich kann nicht tanzen!
Ihr wißt ja wohl wo's mir gebricht!
Und was ich bring' in meinem Ranzen,
Das, liebe Leut, verachtet nicht.

2.

Vom Schießen.

'S ist eine schöne Sache um einen tüchtigen Schuß, der so recht durch Berg und

Thal knallet! 'S ist wohl wahr. Aber wenn nur keine Dummheiten damit getrieben, kein Unglück damit angerichtet würde! Was hat das Schießen bei den Hochzeiten zu thun? Es ist leidiger Hochmuth, daß der Hans und der Benz meint, alle Leute müssen wissen, daß sie gewybet haben. Es ist dumme Prahlerei so viel Lerm machen, so viel Pulver verschießen. Der Lerm kommt ja hintennach immer früh genug, wenn Mann und Weib zusammen zanken. Und wenn den besoffenen Schützen ein Gewehr zerspringt, ist denn ein solches Unglück ein schöner Anfang zur Haushaltung? Und wie viel solch Unglück, zerschossene Hände, verlorene Augen oder gar angezündete Häuser wüßte ich zu erzählen! An den Musterungen ist strenge verboten auf dem Heimweg zu schießen. Aber die Soldaten, die gerade das beßte Beispiel von Gehorsam gegen ihre Oberen geben sollten, achten des Verbotes nicht, schießen bis in die Dörfer hinein, erschrecken die Leute, bringen Feuersgefahr, oder verletzen und töden einander aus Unvorsichtigkeit. An Exempeln fehlts nicht! Das ist aber doch erschrecklich! Und warum geschieht das alles? Aus Unverstand, Uebermuth, Trunkenheit! — Mögen es die Unglücksstifter verantworten!

3.

Woher kommen die Quellen und Flüsse?

Antwort an einen meiner gelehrten Correspondenten im Oberland.

Da fällt mir ein Brief wieder in die Hand, der sich unter meinen Papieren versteckt hatte; und ich muß dem ehrlichen Manne doch antworten. — Zuerst meinen Dank dafür, daß er meinen Kalender so aufmerksam liest. Dann aber in Antwort: 1) Daß ich wohl weiß, daß Regen, Schnee, Nebel und dergleichen nicht die einzige Ursache der Quellen und Flüsse sind. 2) Daß ich aber nicht glaube, daß das Wasser unserer Flüsse aus dem Meer auf unsere höchsten Berge gestiegen sei, welches wohl an sich unmöglich ist. Wenn aber du, guter Freund, von „meiner Philosophie und Gelehrtheit nichts willst, und meinst: ich soll mich an dergleichen Beschreibungen nicht wagen, wenn ich nicht zu Schanden werden wolle," so beantworte du mir doch aus deiner Erfahrung die folgenden Fragen: wenn, wie du meinst, alles Wasser aus dem Meere aufsteigt, warum 1) bricht dieses Wasser nicht in der Tiefe, am Meeres-Ufer, im flachen Lande wie z. B. Holland, in Thälern u. s. w. hervor? 2) Warum hat das flache Afrika, und die großen Ebenen in Amerika solchen Mangel an fließendem Wasser? 3) Welche Kraft ist es die das Meerwasser so viele tausend Fuß hoch in die höchsten Berge treibt? Und wenn du meinst die Gletscher, der Schnee, und die vielen Dünste, die durch die Berge angezogen und eingesogen werden, haben so wenig zu bedeuten, wie kommts denn, 1) daß unsre Flüsse alle von den Bergen herab kommen, und gerade unser Land so vielen andern seine Wasser zusendet? 2) Daß unser Hauptfluß, die Aare, im Sommer am größten, im Winter am kleinsten ist? — Uebrigens, guter Freund, wer andere zurechtweisen will, sollte zuerst beim Schulmeister buchstabieren lernen, damit er nicht so wie du schreibt: Bevelkerung, were, verninftig, die Hehe, Bewiß, u. s. f.

4.

Etwas vom Pilatus-Berg.

Nahe bei der Stadt Luzern liegt ein hoher Berg, Pilatus genannt. Da denkt nun der geneigte Leser schon an den römischen Landpfleger Pontius Pilatus zu Jerusalem. Und — kurios! Der Leser hat Recht und hat auch Unrecht. Wie ist nun das? Recht hat er darum, weil die alte Sage oder Legende erzählt: der Teufel — eh b'hütis! — habe den Pontius Pilatus geholt und auf jenem Berge in einen kleinen aber tiefen See versenkt. Wenn nun jemand einen Stein in jenen See werfe, so rühre sich Pilatus, und errege Sturm und Ungewitter. Sagen doch selbst unter uns etwa noch alte Weiber, wenn um die Passionszeit vor Ostern stürmische Witterung eintrifft: „aha! der Piläti rührt si!" Nun! was ist dran wahr? So viel als gar nichts. Erstlich hat der Teufel den Pontius Pilatus nicht geholt und dorthin getragen, und das Sturm- und Wettermachen ist eine Fabel. Zum andern heißt der Berg nicht eigentlich Pilatus, sondern hieß ehedem Frakmont, zu deutsch: gebrochener Berg; und das Pilatus ist nur so ein Uebername, heißt eigentlich Pileatus, deutsch: mit einem Hut versehen, weil er gar oft einen Hut von Wolken auf dem Kopfe trägt. — Was denn das ungestüme Wetter um Ostern betrifft, so kommt das auch nicht vom Pontius Pilatus, der wohl im Himmel oben weniger zu bedeuten hat, als damals zu Jerusalem. Es kommt vielmehr daher, daß um jene Zeit, meist nahe an der Tag- und Nachtgleiche, der Winter und der Frühling einander in den Haaren liegen, und streiten; wo denn der Winter doch bald Reißaus nimmt.

So hat mich mein Gevater, der Schulmeister, berichtet, und der versteht so was. Wie wär er sonst Schulmeister?

5.

Es geht halt ungleich!

Ein gewisser gelehrter Herr Professor in Wien hat in seinen öffentlichen Vorlesungen alles so umständlich erklärt, daß er volle zwanzig Jahre brauchte, um das erste Kapitel im Propheten Jesajas zu erklären! Dagegen hat ein Schulmeister in einer einzigen Kinderlehre den Heidelberger-Katechismus von Anfang an bis zur 37sten Frage erklärt. Da heißts wohl mit Recht: zu wenig und zu viel, verderbt alle Spiel.

6.

Goldenes A. B. C. für allerlei Stände.

A.

Wenn Streit und Hader ewig währte
Wär goldne Zeit für Rechtsgelehrte.
Doch sollten brave Advokaten
Nicht nur dem eignen Beutel rathen.

B.

Der Bauer ist wohl ehrenwerth,
So fern er nur sich selber ehrt;
Bei seinem Acker ruhig bleibt
Und nicht unnütze Dinge treibt.

C.

Ein Bote heißt auf wälsch: Curier.
Potz Drack! Das wär ich selber schier!
Doch ist dem alten lahmen Boten
Das Laufen schon gar lang verboten.

D.

Der Dienenden giebts allerlei.
Doch wenn sie arbeitsam und treu,
Verschwiegen, züchtig alles treiben,
So werden sie bei Ehren bleiben.

E.

Du Meister Essigfabrikant,
Machst saures Maul dem ganzen Land,
Und wirst ob unserm Grännen reich.
Dir ist noch mancher andre gleich.

F.

Der Fischer sucht sein Brod im Wasser,
Doch ist er auch vom Wein kein Hasser,
Und was er aus dem Wasser g'wint
Gar oft im Wein wiedrum zerrint.

G.

Der Gerber, der recht tüchtig gerbt,
Damit wohl Lob und Geld ererbt;
Doch schabt und schindet er die Kunden,
So wird nichts Löblichs an ihm funden.

H.

Der Hutmacher kommt uns zu gut.
Er schafft den Köpfen Schirm und Huth.
Doch wenn er nicht hüthet sein eigen Haus,
So lacht man all seine Künste aus.

J.

Ein Sprüchlein sagt: „der Jäger und Schütz
„Gar manchen Gang thut ganz unnütz."
Drum laßt sich von dem Schießen und Jagen
In Wahrheit wenig Gutes sagen.

K.

Ehrliche Waar, Gewicht und Maß,
Wie löblich lautet beim Kaufmann das.
Hört drum, ihr Kaufleut: thut recht hier unten,
Sonst werdet ihr droben zu leicht erfunden.

L.

Ein jeder Lehrer der Ehre ist werth
Der andere Gutes und Nützliches lehrt.
Doch wer durch sein Lehren die Menschen verführt,
Demselben der Prügel zum Lohne gebührt.

M.

Du, Müller, greif nicht zu tief in Sack!
Sei ehrlich und redlich, denn sonst beim Drack!
Betriegst du die Leute mit Griffen und List,
So wirst du so schwarz als weiß du bist.

N.

Viel tausend Nägel der Nagler, fürwahr,
Uns schafft. Nun mach nur gute Waar,
Sonst könnte, ich will es nicht verhehlen,
Zuletzt der Nothnagel doch dir fehlen."

O.

Du, Oeler, hast ein schmutzig Treiben,
Und kannst am Leib nicht sauber bleiben.
Doch, hältst du dein Gewissen rein
So sollst du lieb und werth uns seyn.

P.

Perükenmacher sind kumliche Leut!
Wenn sich das Weib mit dem Mann entzweit,
Und greift zum Haar; er lauft davon
Und läßt ihr die Perük zum Lohn.

Q.

Wer gar nichts kann gehört zum Q,
Drum rechnen wir alle Lumpen hierzu,
Die gar nichts Gutes thun und treiben,
Und faule, unnütze Esel bleiben.

R.

Roßhändler! Ei! Ei! Was sagt man von dir?
Du, laß dich warnen! Denn, glaube mir,
Mit deinen faulen betrieglichen Rossen
Macht dir der Schwarze zuletzt sonst Possen.

S.

Laßt mir sie leben, die Schneider, mit Gunst;
Sie üben gar eine nützliche Kunst.
Was klagt ihr ab ihren böslichen Griffen?
Die Scheere nur ist zu scharf geschliffen!

T.

Den Tanzmeister brauchen wir Bauern nicht.
Wir sagen den Jungen: „lueg wer di b'richt.“
Und sieht man vernünftig in das Spiel,
So ist des Tanzens ja schon zu viel.

U.

Uhrenmacher! Nicht nur das Zeit betracht,
Nimm lieber auch die Zeit in Acht.
Du mußt für beides Rechnung geben,
Drum führ ein fromm und fleißig Leben.

V.

Das Versemachen trägt nicht viel ein;
Das weiß der alte Hinkebein.
Doch was man um das Geld nicht thut,
Kommt einem an der Ehr zu gut!!

W.

Herr Wirth! Ein Schöplein wohlgemessen!
Doch mußt den Schwefel du vergessen,
Sonst schenkt ein andrer, zu Schmerz und Pein,
Dir einst zehnmal geschwefelten ein.

X. Y.

Ja, das muß wahr seyn! Für Y und X
Da weiß ich auch wahrhaftig — nix.
Diese Buchstaben gehören den Leuten
Die nichts sind, nichts thun, nichts bedeuten.

Z.

Der Zimmermann muß der Letzte seyn.
Doch baut er fest, daurhaft und fein,
Und handelt stets redlich hier auf Erden,
So kann er im Himmel der Erste werden.

7.

Hexenmeister.

Bei dem Schulzen in N. wurde ein Kerl der Hexerei beschuldigt, und zur Verantwortung vorgeläden. Dieser wies die Beschuldigung ab, daß er sagte, man müsse nicht gleich alles glauben, was die Leute sagen, er wenigstens glaube auch nicht alles, was man ihm schon vom gnädigen Herrn Schulzen gesagt hätte. Dieser, begierig, was das wohl wäre, drang in den Angeklagten, er solle ihm es offenbaren. „Ich darf es nicht sagen,“ versetzte jener ängstlich. „Ihr könntet es zürnen.“ „Nein, nein“ versicherte der Schulz, „es soll dir nichts Leides geschehen, sag ers nur!“ „Je nun, wenn Ihrs doch wissen wollt, die Leute sagen allgemein, Ihr seiet noch kein Hexenmeister.“

8.

Kugel im Kopfe.

Ein Soldat eines franz. Linienregiments, Namens Balthasar Braile, wurde 1813 von einer Flintenkugel zwischen der Nase und dem linken Auge getroffen. Die Kugel drang tief in den Kopf; es war unmöglich sie zurückzuziehen, und sie blieb vierzehn Jahre lang darin. Braile war vollkommen geheilt und sah sehr gut mit dem linken Auge, unter welchem man nur eine leichte Narbe bemerkte. Plötzlich, am siebenzehnten

Januar 1828, fiel ihm die Kugel ohne den geringsten Schmerzen in den Mund. Er wohnt nahe bei der Stadt Anse, im franz. Rhonedepartement.

9.

Vorwitz.

Ein deutscher Arzt war mit ein paar Damen in die Appenzeller-Alpen gekommen. Er machte sich an einige Innerrhoder, um sie aufzuziehen. Welcher von euch macht mir das nach? fragte er höhnisch, indem er mehrmals über einen Tisch wegsprang, um dadurch sich vor den Frauenzimmern zu zeigen. Die Appenzeller schienen verlegen; endlich sagte einer, wenn der Tisch dort stände, wo jenes Heu liege, so wollte er den Sprung wagen, damit er sich im Fallen nicht wehe thue. Sogleich wurde der Tisch hingestellt. „Macht es uns noch einmal vor, Herr!“ Er thats, und stack bis an den Bauch in einer Grube voll Kuhmist, die der Appenzeller unbemerkter Weise mit Heu zugedeckt hatte. — Er fluchte wie ein Heide und begehrte Genugthuung. Da er aber ganz abscheulich aussah, und kein Mensch mehr um ihn bleiben wollte, mußte er zuletzt froh seyn, als ihm das Sonntagswamms eines Sennen angeboten wurde. Nachdem der Tisch wieder an seinem vorigen Platze stand, sprangen sie alle darüber hinaus.

10.

Ankündigung eines merkwürdigen Buches.

Ein gelehrter Herr und guter Freund von mir (so muß man reden, wenn man etwas gelten will) hat sich entschlossen, ein merkwürdiges Buch zu schreiben, und ich habe mich entschlossen, Subscription darauf zu sammeln, denn das ist so Brauch! Das Buch wird heißen: „Narren-Alphabet, oder Darstellung der merkwürdigsten Narren unsrer Zeit, nach dem Leben gezeichnet, und in alphabetische Ordnung gebracht.“ — Ich habe meinem gelehrten Freunde bemerkt, daß der berühmte Pater Abraham hundert Narren und eben so viele Närrinnen beschrieben hat, und daß unsre Zeit also mit einem einzigen Alphabet zu kurz komme. Er hat mich aber damit getröstet, daß er bereit sei alle anderen überzähligen Narren auch zu beschreiben, wenn sie sich gebührend darum anmelden; ja sogar will er auf Begehren sie abbilden lassen. Wir hoffen mit dieser Ankündigung bei unsern Lesern keine kleine Freude zu erwecken, sintemal vielen, deren Namen sonst wohl nirgend genannt würde, hier eine schöne Gelegenheit geboten wird, sich berühmt zu machen. — Ich biete zu diesem nützlichen Unternehmen um so lieber die Hand, da die Herren, von denen hier die Rede ist, mit mir schon lange nichts zu thun haben wollen, und bitter böse werden, wenn sie in meinem Kalender stehn, weil ich nur der hinkende Bote bin. Ich zweifle aber keineswegs, daß sie es sich zur Ehre rechnen werden, in einem Buche zu stehn, das ein Gelehrter geschrieben hat. Der Subscriptionspreis ist 1 Batzen von jedem Narren. Das ist spottwohlfeil, denn ich kenne Narren die alle Tage wohl eine Duplone kosten, oder mehr; und hier kriegt ihr vier und zwanzig um eine Krone, brochirt!

Damit aber das geehrte Publikum einigermaßen urtheilen kann, was es zu erwarten habe, so gebe ich hier ein Probierstückli.

Die Bücher-Narren.

So viel Bücher, so viel Narren! Große zahlreiche Zunft, die wir zur bequemern Uebersicht eintheilen in A. Büchermacher; B. Bücherhändler, und C. Bücherkäufer; sintemal sich in diesen dreien Rücksichten die meisten Narrheiten mit Büchern füglich behandeln lassen.

A. Wenn ich als ein Schulknabe bei meinem Schullehrer die großen Bücher in Folio erblickte, so meint' ich: das muß ein großer Mann seyn, der ein so großes Buch geschrieben hat. Es gehört viel Wissens dazu. Aber so wars in der finstern Zeit des Alterthums. Da meinten nur die Weisen und Gelehrten, sie dürften Bücher schreiben. Wir in unserm aufgeklärten, hochgebildeten Jahrhundert haben es so weit gebracht, daß Büchermachen ein leichtes Handwerk ist, und braucht keine Dampfmaschine und kein Wasserrad, keine Gelehrsamkeit und keine Weisheit, sondern nnr Dinte, Feder, Papier und drei gesunde Finger. Das Recept ist sehr einfach, wie man ein Buch macht. Nimm drei oder vier Bücher, ungefähr gleichen Inhaltes, schmeiße sie durcheinander, knete sie in einen Teig, und dann nimm davon nach Belieben mehr oder weniger, mach deine Lebkuchen größer oder kleiner, so hast du ein neues Buch. — Sagt dann die böse Welt: du bist nur ein Zusammenschmierer; es ist nichts eigenes daran, dein Buch ist aus zusammengestohlenen Fetzen gemacht, u. dgl. so lach du dazu, so ferne sie nur kaufen und zahlen. Damit aber deine so gebackenen Lebkuchen desto sicherern Abgang finden, mußt du ein hübsches Bild außen drauf drücken, das heißt, dem Buch einen Titel geben. Sei aber kein Narr und mache den Titel vernünftig, etwa so, daß jeder gleich merkt, was im Buche steckt. Das ist gar altväterisch und längst aus der Mode. Je weniger man weiß was du eigentlich willst, desto mehr Genie traut man dir zu. Zum Exempel es käme dich die poetische Nothdurft an, und giengen ein Dutzend Ellen von Versen, Reimen u. dgl. von dir, so darfst du ja nicht drüber schreiben: poetische Versuche; oder: Gedichte, oder so was. Sondern du schreibst etwa: Rosenknospen, Nelkenblätter, Tulipanen, Epheukränze, Veilchenkränze, oder so. Ist dir das zu gemein? Nun so schreib: Heublumen; oder poetischer Kräuterthee, oder Schneeballen, Strohfuder, kurz, je toller je besser. Das ist die Mode so!

Daß du aber ja nicht etwa sagst wer du bist, oder deinen Namen hinsetzest, wenns auch ein ehrlicher wäre. Was würden die Leute denken, wenn sie merkten, daß Schuster und Schneider, verdorbene Studenten, ungelehrte Dorfschulmeister, unbärtige Schulknaben, u. dgl. sich mit Büchermachen abgeben! Bewahre! Einen falschen Namen mußt du annehmen. Z. B. Peter Hell, Johann Lustig, Christian Kluge, Friedrich Hellmuth. Hat aber ein andrer Buchmacher schon einen solchen Namen, so nenn dich etwa Hans Ohnekopf, Peter Geistlos, Antonius Fingerfix, u. dgl. Doch hat einer unter dergleichen falschem Schilde „des süßen Lobes viel im Lande herum gewonnen," so darfst du kecklich dir auch einen nämlichen falschen Schild machen, und dein Fabrikat unter fremdem Namen verkaufen; denn auch das ist zeitgemäß, und habens die Büchermacher von den Tabakfabrikanten gelernt, die auch ihren Kallnach-

Knaster und Murtenkabis Varinas, Kanaster und Becker taufen, und ohne Bedenken tot Amsterdam aufs Papier drucken, wenns gleich nur im ersten beßten Dorf hinterm Misthaufen fabrizirt ist. — Noch eine nagelneue Kunst will ich die Büchermacher lehren. Geh auf Reisen; gieb dich für einen Gelehrten aus, der etwa persisch oder chinesisch oder kalkutisch versteht; sag du willst' ein Werk schreiben über — Adams Kleiderschrank, Evas Toilette, oder über die Bärte der alten Juden. Suche fleißig alle Professoren auf, die weder persisch noch chinesisch oder kalkutisch verstehn; ferner herzhaft alle Predikanten: laß sie dich zum Essen einladen, und auf dein Werk vorausbezahlen. Dann geh deiner Wege, und lache sie aus; das Buch brauchst du nicht zu schreiben. Was liegt daran? Wenn nur du dein Geld hast.

Aus dieser Probe sieht der geneigte Leser wie es mit dem neuen Narrenbuche gemeint ist, und wird ohne Zweifel ein paar Exemplare bestellen, beim hinkenden Boten von Bern.

11.

Guter Appetit.

Eines Tages sagte man einem russischen General, welcher Sibirien bereiste, daß ein Tunguse mit Leichtigkeit ein Ochsen-Hinterviertel, 20 Pfund Speck oder Fett essen, und mehrere Maß geschmolzene Butter trinken könne. Um sich von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen, ließ er diesen Mann kommen und ihm einen mit drei Pfund Butter zugerichteten Reisbrei vorsetzen, der 28 Pfund wog. Obgleich der Tunguse bereits gefrühstückt hatte, setzte er sich doch sogleich zu Tische, aß den Brei vollkommen und mit großer Gier, und schauete endlich um sich, ob es nicht noch etwas gäbe. Er befand sich nicht im Geringsten unwohl danach, und sagte, daß er schon alle Tage ein solches Gericht speisen möchte, doch müßte man ihm ein wenig mehr geben! — Dieses mag meinen Freund * * * beruhigen, der unlängst an der Wirthstafel auch einen erstaunlichen Appetit hatte, und für zwei zahlen mußte.

12.

Von einer gelehrten Frau.

Vor alten Zeiten lebte in Holland eine gelehrte Frau, Anna Maria Schurmann, über deren Weisheit und Gelehrsamkeit jedermann erstaunte. Unter anderm habe sie vierzehn Sprachen geredet oder verstanden. Aber ich weiß einen der keine solche Frau begehrt, und weiß manchen der an der einzigen Sprache seiner Frau zu viel zu hören bekommt.

13.

Mittel, die Schmarozer zu vertreiben.

Ein Landarzt, der eine kleine Hausapotheke hatte, merkte, daß seit einiger Zeit dem Kirschenwasser, das er in der Apotheke aufgestellt hatte, hart zugesetzt wurde. Um nun nicht den Verdacht ungerechter Weise auf jemand von seinen Hausgenossen zu werfen, mischte er, ohne sich etwas merken zu lassen, eine gute Dosis Brechweinstein in die Kirschenwasserflasche, und siehe da ergab es sich gleich am andern Morgen aus der Uebelkeit und dem darauf folgenden Erbrechen seiner Magd, daß sie, wenn sie des Morgens die Apotheke wischen mußte, einen guten Schluck zur Herzstärkung nahm. — Mit Speck fängt man die Mäuse.

Viel guter Rath um wenig schlechtes Geld.

Der Bote ist, wie alle Gelehrte, gar mächtig auf Bücher erpicht. Er hat schon manches Schöplein weniger getrunken, damit er Geld habe zu einem guten Buche. Merkt das! Und da ist er einmal zu A... am Markt an eine Steigerung gekommen, und hat ein altes, verhudeltes, großes Buch gekauft, das keinen Titel mehr hatte, und gar mancherlei gute Rezepte und Rathschläge enthielt. Weil ers nur um 2 Btz. ersteigert hat, so giebt er ihm obigen Titel, und hier zu Nutz und Frommen seiner Leser einen Auszug!

Vom Schatzgraben.

— — — hord reich geworden seyen. Es ist aber solches Schatzgraben immer ein gefährlich Handwerk und Okupation, inmaßen 1) der Mensch dadurch von seinem Beruf und Arbeit abgezogen und zu allerlei fremden, ihm unbekannten Dingen verlocket, und dadurch mancher in Armuth und Elend gestürzt worden. 2) Der arme Mensch von Gott seinem Herrn entfremdet und so seiner armen Seele vollends verlustig wird. 2) Der Mensch dabei mit dem leidigen Fürsten der Finsterniß, dem † † † Satanas, in Gemeinschaft und Handelsfirma trittet, auf sothane Weise ein Teufelskind, und von diesem seinen untreuen Allirten immerdar übel betrogen und um Leib und Seele gebracht wird.

Sintemal aber und dieweil der Durst nach Geld und die Liebe zu dem Mamon also groß ist unter den verblendeten Menschen, als will ich hier sagen was Maßen das Schatzgraben ohne Gefahr Leibs oder der Seele und mit Sukzeß und Erfolg mag betrieben werden. Solches geschiehet nämlich durch die Agricultura, zu deutsch Ackerbau, und ist der Bauer der rechte wahre Schatzgräber, so er seinen Beruf treibt mit Fleiß, Verstand und Frömmigkeit. Dazu braucht er keine verborgenen Künste und keine Heimlichkeit wie die Kinder der Finsterniß: da braucht er keine Wünschelruthe, sondern Karst und Hacke, Pflug und Egge! Dabei hat der leidige Diabolus Satan nichts zu thun, denn er riecht nicht gern den Schweiß der Arbeit, scheuet den Pflug und die Sense, und fürchtet sich, daß er nicht mit Drechflegeln geschlagen werde. Darum wolle der geneigte Leser sich sothanes Sprüchlein merken:

Wer seinen Acker baut mit Fleiß,
Gewinnet Geld, Gut, Ehr und Preis.

Vom Geisterbannen.

— — — und ist keinem Christenmenschen erlaubt, böse teuflische Geister also zu bannen, daß sie ihm dienen und helfen sollen, denn wer des Teufels Freund ist, der ist wahrhaftig Gottes Feind! — Aber es mag wohl der Christ bannen die bösen Geister also und auf diese Weise, daß sie von ihm fliehen je weiter je lieber; wie geschrieben stehet: widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch. — Solches Geisterbannen hat mich ein gar gelehrter Astrologus gelehret zu Wien in Oesterreich, maßen er sprach: zweierlei böse Geister sind zu fürchten den Sterblichen, die nämlich, so da sind in der Welt außerhalb desselbigen Menschen, und derjenige, so da ist innerhalb desselbigen Menschen. Es vermögen aber die äußern Geister gar wenig über den

Menschen so lange kein unreiner böser Geist in seinem Innern wohnt. Es ist die Seele eines Menschen gleich einer Festung. Diese wird belagert und wird ihr heftig zugesetzt von den Weinflaschen, Brantenweingläsern, Spielkarten, Weibsvolk, liederlichen Cumpanen und dergleichen. Ist aber in der Festung drinne ein wahrer Christ, der fest hält an seinem Beruf und Erwählung, so vermögen die Stürmenden die Festung keineswegs zu erobern. So aber in der Festung selbst ein Verräther wohnet, dem Herz und Sinn selber gelüstet nach dem Bösen, dann ist die Festung verrathen und verloren und der Teufel zieht ein mit Triumphgesang, im Geleit von Bier, Wein, Karten und Würfeln, Huren und Dirnen.

Wie du aber den Geist, der in dir ist, kennen sollest, das lehret dich der Priester. (Bei uns der Pfarrer.)

Von den Aspekten.

Es pflegen die Leute sich bei den Astrologis, Astronomis und Kalenderpraktikanten Raths zu erholen über die sogeheißenen Aspecta, das heißt Ansichten oder Vordeutungen der Zukunft: glaubend, daß solches zu lesen sei in den Sternen und derselben Stellung unter und gegeneinander, welches die Gelehrten nennen Constellationen. Nun bin ich zwar nicht erfahren in der Astronomia, noch in der Astrologia; will aber doch dem geehrten Leser von den Aspekten folgendes zu vermerken geben, auf dessen Wahrheit mehr zu bauen ist als auf den hundertjährigen Kalender.

1) Es ist ein böser Aspekt und Vorbedeutung, wenn die Sonne zusammt dem Monde am Himmel steht, und du noch im Bette liegst; denn entweder bist du krank, oder ein schäbiger, stinkender Faulpelz.

2) Es ein böser Aspekt, wenn der Himmel zwar umwölkt ist und keinen Stern zeigt, du aber dennoch sternvoll nach Hause kehrst; denn das zeigt, daß du ein Lump bist, der bald das Haus mit dem Rücken wird ansehen müssen.

3) Es ist ein böser Aspekt, wenn der Mond hell scheint, während die Gesichter von Mann und Weib einander finster ansehn; denn das deutet auf eine böse Ehe.

4) Es ist ein böser Aspekt, wenn der Mond durchs Hausdach und die Sonne deinen Kindern durch die Löcher im Kleide scheint; denn das zeigt, daß der Hausvater und die Hausmutter Hotschen sind.

15.

Beschreibung von Neuenstadt.

(Siehe nebenstehende Abzeichnung.)

Neuenstadt, ein ziemlich hübsches Städtchen, liegt im bernischen Amt Erlach auf der Abendseite des Bielersees am Fuße des Chasserals (Gestler), auf dessen Höhe, die man in drei Stunden von Neuenstadt ersteigt, man eine der ausgedehntesten Fernsichten auf die Alpen genießt, und zählt ungefähr 1400 Einwohner. Die Stadt wurde im Jahr 1311 von dem Bischof Gerhard von Basel erbaut, um sein Gebiet desto besser gegen die öftern Einfälle der Grafen von Neuenburg zu schützen. Sie erhielt von ihm viele Freiheiten und die damalige Municipalverfassung von Biel. Im Jahr 1367 traten die Neuenstadter in ein Schutzbündniß mit den Bernern, nach

Neuenstadt.

welchem sie die Berner mit einiger Mannschaft in ihren Kriegen unterstützen mußten; Bern hingegen beschützte und erhielt die Stadt bei ihren Freiheiten, nahm sich derselben aufs Ernstlichste bei verschiedenen Streitigkeiten mit dem Bischof an und sicherte sie bei allen Gelegenheiten in dem Besitz ihrer Güter, Rechte und hergebrachten Verfassung. Seit 1530 bekennen sich sämmtliche Einwohner zur evangelisch-reformirten Religion, die durch den bekannten Farel eingeführt und von der Bürgerschaft durch Stimmenmehrheit angenommen worden ist. — Kurz vor dem Umsturz der alten schweiz. Eidgenossenschaft kam Neuenstadt an Frankreich, unter welchem Beherrscher es blieb, bis im Jahr 1815 der Wienercongreß das ehemalige Bisthum Basel, nebst Biel und Neuenstadt, dem Canton Bern einverleibte, — als Entschädigung für das verlorne Aargau und Waadtland.

Obschon die Stadt von kleinem Umfang ist, hat sie eine verhältnißmäßig große Vorstadt. Sie ist ziemlich regelmäßig gebaut und die Reinlichkeit wird durch eine Wasserleitung, die durch die Stadt in den See führt, unterhalten. Unter den Gebäuden bemerkt man außer dem Kornhaus einige Privathäuser, die mit Geschmack aufgeführt sind. — Der Landungsplatz am See ist der schönste, den man um den ganzen See findet, so wie überhaupt die Lage der Stadt mit den gepriesensten am schönen Bielersee wetteifert. In starke Mauern eingefaßt, nimmt er eine große Anzahl Schiffe auf. Neben demselben befindet sich ein schöner Spazierplatz. In der Stadt wird ziemlich Handel, vorzüglich mit Wein, getrieben, und die Bewohner haben seit einigen Jahren an innerem Wohlstand durch größere Gewerbsamkeit bedeutend gewonnen. — Es sind vier Erziehungsanstalten hier, deren zahlreiche Zöglinge, die aus allen Theilen der Schweiz hieher kommen um die franz. Sprache zu erlernen, den Ort sehr beleben. Die Gegend von Neuenstadt ist ringsum, wo nur der Anbau es gestatten mag, mit Reben bepflanzt, und weniges Wiesenland liegt nur an der südlichen Seite des Sees. Auf der Nordseite erstrecken sich die Besitzungen von Neuenstadt bis Chavanne, einem kleinen Dorfe eine Stunde entfernt.

Das Schloß, Schloßberg, ehemals der Sitz des bischöflichen Landvogts, eine Viertelstunde von der Stadt, auf einer Anhöhe, wurde von dem Bischof Heinrich IV im dreizehnten Jahrhundert erbaut. Seine hohen Mauern trotzen noch jetzt jedem Umsturz. Obgleich auf einer unbeträchtlichen Höhe genießt man hier schon eine willkommene Aussicht. Unter sich erblickt man das artige Städtchen, weithin übersieht das Auge den See und die berühmte Petersinsel, eine Stunde von Neuenstadt, die, so wie der Bielersee, im Jahrgang 1829 unsers Kalenders beschrieben worden ist. Rechts sieht man wie in schlangenförmiger Krümmung bei dem ehemaligen Kloster St. Johann, bei Landeron die Ziehl zwischen dem sumpfigen Moos hindurch aus dem Neuenburgersee fließt, auf dessen Spiegelfläche das Auge so gerne verweilt. Vor sich erblickt man, außer Erlach und seinem Schlosse, einen Theil des Murtensees und seine sumpfigen Umgebungen, und über diesem Allem die stolze Reihe hoher Schneegebirge des Oberlandes und des Cantons Freiburg bis an die Savoischen Gebirge. Steigt man höher, so erweitert und öffnet

sich mehr die schöne Aussicht und deutlich sieht man, besonders des Abends, das Städtchen Murten, so wie den Montblanc.

16.

Nicht alles Neue ist besser!

Ehedem, wenn einer ein Haus baute, so meint' er, er müßt außen dran über den Fenstern schöne Reime hinmalen. Der Bote, der freilich anfängt altväterisch zu werden, hat allemal seine Tausendlust, wenn er bei einem solchen Hause vorbei kommt, und liest die Sprüche mit allem Bedacht. Freilich kommt hier und da auch etwas Ungeschicktes, oder der gleiche Spruch kommt überall, wie z. B. Wer da will bauen an die Straßen rc. — oder: Wenn Lügen wär wie Steine tragen rc. rc. Aber manches verständige Wort findet sich doch auch dabei; und da ists mir allemal, als ob ein alter Mann aus dem Fenster schaute, und mir mit einem freundlichen Gruße eine gute Lehre gäbe! Jetzt werden an die neuen Häuser keine Verse mehr gemalt! Aber warum nicht? Sollte der gute Gebrauch abgehen nur darum weil er alt ist? Mit Nichten dünkte das mich gut seyn. Vielmehr will der Bote durch seine gelehrten Freunde, namentlich durch seinen Gevater Schulmeister solche weise Sprüche sammeln lassen und sie dann in seinem Kalender bekannt machen, so fern die Leser sie mit Geneigtheit aufnehmen. — Bis dahin hier etwas zur Probe.

1. Wo kommst du her? Wo gehst du hin?
Mensch, frage so in deinem Sinn.
Daß du die Sache klug anfangst
Und auch zum guten Ziel gelangst.

2. Mensch, denk auf allen deinen Wegen:
Wer giebt dir Sonnenschein und Regen?
Dank ihm mit Herzensfreudigkeit,
's ist beides gut zu seiner Zeit.

3. Stolperst du an einem Stein,
Darfst du nicht gleich kläglich schrein!
Steine giebts ja überall;
Hüthe dich, hilft vor dem Fall.

4. Gottes Gunst,
Verstand und Kunst,
Tugend und Fleiß
Bringt Ehr und Preis.

17.

Der wunderliche Name.

Da find ich, daß in Deutschland eine gewisse Grafschaft Katzenellenbogen heißt. Das ist wunderlich, denkt der Leser! Da weiß wohl kein Mensch was das bedeutet. Aber der Bote weiß das. In den ältesten Zeiten wohnte in jenen Gegenden ein deutscher Stamm, der hieß die Katten, und nun merkt der Leser schon, daß da von Katzen nicht die Rede ist. Es liegt aber dort auch ein Berg, heißt Melibokus, und so nannte man die Katten, die eben an dem Berge herum wohnten, die Catti meliboci — und daraus ist der kuriose Name Katzenellenbogen entstanden. „Jä gellet! ig und ander Leut wüsse gar viel!“

18.

Apropo von Namen.

Wie wär das, wenn etwa ein Hans Fischer und eine Barbara Krebser zusammen kämen, oder Anken und Warmbrod? Katz und Mäuslein? Wolf und

Lämmli? Weiß und Schwarz? Arzt und Tod? Schmutziger und Oelhafen? Kuh und Kalb? Bachofen und Kuchen? Chausepie und Barfuß? Stock und Degen? Krieg und Frieden? Hammer und Schlegel? Sauer und Süß? Alt und Jung? Hübschi und Wüst? Lang und Kurz? Güder und Spahr? Fuß und Schuh? Tanner und Bucher? Wenn der Mann Engel, das Weib aber Teufel hieße? Der Bräutigam ein Löffel und die Braut eine Kluge wäre? — Alle diese Namen finden sich aber auch wirklich, und so könnten sie wohl auch einmal zusammentreffen. Das wär doch lustig.

19.

Rettung eines Erfrornen.

In der Nähe von Warschau erfror im Winter 1829 einem Reisenden bei der strengen Kälte sein Kutscher. Er verscharrte ihn in einem zusammengewehten Schneehaufen, damit ihn die Wölfe bis zu seiner Rückkehr, wo er ihn zum Begräbniß mitnehmen wollte, nicht verzehren sollten. Nach kurzem Aufenthalt in Warschau fuhr er zurück, und durchsuchte den Schneehaufen, ohne den Erfrornen zu finden. Als er in dem nächsten Wirthshause Erkundigung einziehen wollte, fand er dort seinen Kutscher gesund am Ofen sitzen. Erfreut, seinen Herrn wieder zu sehn, fragt jener, warum der Herr ihn in den Schnee geworfen, aus dem er sich nur mit der größten Anstrengung habe herausarbeiten können, und dankt Gott, als er es erfährt, daß ihm eben diese Handlung zufällig das Leben wieder gegeben.

20.

Vom Kaffee.

Der Kaffee, dessen Fruchtkerne für ganz Europa zum Bedürfniß geworden sind, fordert ein wärmeres Clima, als das europäische. Er muß daher aus andern Welttheilen zu uns gebracht werden.

Der Kaffeebaum ist 12—18 Schuh hoch und hat immer grüne Blätter, welche den Lorbeerblättern ähnlich sind. Die Früchte gleichen den braunrothen Kirschen, und enthalten in ihrem widerlich süßen Fleische zwei Steine, die sogenannten Kaffeebohnen. Der Baum blühet des Jahrs zweimal, und hat immer reife und unreife Früchte zugleich. Er trägt schon im zweiten Jahr ein Paar Pfund Bohnen und ausgewachsen jährlich 100—120 Pfund. In einem guten Boden trägt er 20 Jahre. Die reifen Früchte werden an der Sonne gedörrt und dann mit einer Walze gerollt, bis sie ganz vom Fleische befreit sind.

Aus seiner Heimath, Arabien, kam in der Mitte des 17ten Jahrhunderts der erste Kaffeestrauch durch die Holländer auf die Insel Java in Ostindien, welche nun jährlich gegen 50 Millionen Pfund liefert. Im Jahr 1714 schenkte man dem König von Frankreich, Ludwig XIV, einen solchen Baum, der einen Abkömmling davon auf die Insel Martinique in Westindien schickte, wo er sich zum Schaden der Holländer auf 10 Mill. vermehrte.

Seit dieser Verpflanzung des Kaffeebaums von einem Welttheile zum andern hat man den arabischen oder levantischen, den ostindischen oder Java- und den westindischen oder Martinique-Kaffee. Im Preise und in der Güte folgt er so,

wie er hier gestellt ist. — Der liebe Leser sieht also, daß man vor 200 Jahren den Kaffee in unserm Vaterlande noch gar nicht kannte, und noch vor 100 Jahren wurde er nur als theure Leckerei zuweilen getrunken, und der Bote erinnert sich noch von seinem Vater her, daß einer reichen Bäuerin seines Geburtsortes nachgesagt wurde, sie brenne, wenn alles Gesinde weg sei, heimlich Kaffee, und mahle ihn, um das Geräusch nicht hören zu lassen, im Keller; die Schnüffelnasen und Spitzohren aber, die es wollen gerochen oder gehört haben, vertrauten es ihren Nachbarn an, so daß es bald landkundig wurde. Die Frau hat indessen noch bei ihren Lebzeiten so viele Kaffeeschwestern gefunden, daß sie nicht mehr Ursache hatte, aus ihrem Leibgetränk ein Geheimniß zu machen. Das ist nun freilich nicht gut, weil jährlich eine ungeheure Summe Geldes außer Landes geht. Nur in dem kleinen Städtchen A. im Canton B. wird, wie ein wahrheitliebender Mann den Boten versichert hat, täglich ¼ Ctr. verbraucht. Wie viel macht dieß in einem Jahr, und wie viel Geld nach dem jetzigen Preise?

Wenn man uns aber das Gelüsten nach Kaffee durch Vorspiegelungen seines nachtheiligen Einflusses auf die Gesundheit verleiden will, so thut man ihm Unrecht. Nicht dem Magen, sondern dem Geldsäckel ist er schädlich. Er soll ein Gift seyn, sagen Einige. Meinetwegen, aber ein so langsames, daß man dabei 100 Jahre alt werden kann. Zudem macht die Gewohnheit sogar Gifte unschädlich. Mäßig genossen schadet er nicht, im Uebermaß genossen ist alles schädlich.

An Bemühungen, dem so starken Verbrauch des Kaffee Einhalt zu thun, hat es nicht gefehlt. War aber der päbstliche Bann gegen die Tabacksraucher und die türkische Drohung des Nasenabschneidens gegen die Tabaksschnupfer fruchtlos, so ist durch Verbot des Kaffees, der fast allen Menschen gut schmeckt, noch weniger auszurichten. Man hat daher lieber auf allerlei ähnlich schmeckende Ersatzmittel gesonnen, besonders zur Napoleonischen Zeit des Continentalsystems, wo das Pfund Kaffee auf 40 Bz. stieg, die noch jetzt aus gelben Rüben, Cichorien, Eicheln, Erdmandeln u. s. w. verfertigt und von manchem Wirthen den Leuten theuer genug als Kaffee verkauft werden. Solches ist dem Boten auch schon begegnet, z. B. im Städtchen S. Cant. L.

21.

Der graue Student.

Vor etwa dreißig Jahren saß in dem Nacht-Nachen, der regelmäßig von Frankfurt nach Aschaffenburg fuhr, ein alter Jude mit weißgrauen Haaren und Bart; ihm gegenüber ein Paar Studenten, welche den Vakanzfreuden zueilten. Diese rauchten ruhig ihre Pfeife und es war eine allgemeine Stille.

Plötzlich wandte sich der Jude an seine Begleiter mit der Frage:

„Nu, ihr Herren! auch schon was von der Aufklärung gehört?“

Lächelnd sagten die Studenten: Ja wohl! wir studieren sogar daran.

„Jo! in den Büchern; do is die Aufklärung; aber in der Welt; Is das Aufkläring, daß, wann wir an das Ort do kommen, ich armer Jüd meinen alten Leib verzollen muß, wie ein Stück Vieh? Ist das Aufkläring? Ist das Recht?“

Nein! sagten die Studenten.

„Gott, dos is nit recht, ihr Herrn! Wie wärs, aß mich die Herrn ließen liegen unter ihre Mäntel! aß mich der Herr Zollvistators nicht sehen könnt.“

Die Studenten, die innerlich über die List lachen mußten, mit welcher der Jude sie an der schwachen Seite zu packen glaubte, gaben ihre Einwilligung und deckten ihn mit ihren Mänteln zu. Bei der Anfahrt stiegen sie aus und zahlten für den Juden, bewogen aber doch den Zollner, den sie persönlich kannten, mit ihnen an den Nachen zu gehen.

„Ist kein Jude da?“ frug er.

Nein! antworteten die bösen Vögel.

„Das will ich erst untersuchen.“

Und nun trat er auf dem armen Juden herum, der aber kein Zeichen des Lebens von sich gab.

„Wer liegt denn da? da liegt ja Jemand.“

Der Jude, der antworten mußte und auch die Tritte nicht länger aushalten konnte, streckte halb seinen weißen Kopf hervor und rief mit barscher Stimme: „Gott's Wunder! wer solls seyn? — ein Student.“

Der Zollner begnügte sich lachend mit dieser Antwort, um ihn nicht strafen zu müßen und der Jude war seelenvergnügt, als man abgefahren war und pries die Aufklärung seiner Begleiter.

22.

Das Aushängschild.

In einem Dorfe in Lothringen las man über der Thüre eines Kramladens folgende Inschrift in viel unrichtigerer Schreibart, als der Hinkende Bote seinen Lesern auftischen darf:

„Isaak Makker
Barbier, Perückenmacher, Wundarzt, Schulmeister, Hufschmied und Geburtshelfer, rasirt für 3 Kreuzer, schneidet die Haare für 6 Kreuzer und pudert und pomadirt nebenbei wohlgezogene Frauenzimmer umsonst. Junge Leute lernen bei ihm ihre Muttersprache, man wacht auf ihre Sitten und lehrt sie buchstabiren. Sie lernen Choral singen und Reitpferde beschlagen. Er macht neue Schuhe und Stiefel und flickt die alten, lehrt Waldhorn blasen, schneidet Hüneraugen und schröpft um den billigsten Preis, lehrt Walzer und andere Tänze.

Er verkauft im Großen und Kleinen Parfümerie in allen ihren Zweigen, Tapeten, Schuhwachs, Häringe, Lebkuchen, Schuhbürsten, Mausfallen und anderes Confekt, Brustwurzeln, Kartoffeln, Würste, Handkäse und anderes Gemüß.“

23.

Wieder ein Avis-Blatt.

Beim Ulli in T. ist zu verkaufen: ein hundert Schreibfederen, und ein schönes Stück Buchsmaser, von wegen er wollte eine schöne Tabackpfeife machen lassen, und Gemeinschreiber werden, und der Herr Landvogt sollte ihn denn „bas brichten.“ Aber der Herr nahm einen der schon brichtet war, und nun braucht Ulli die schöne Pfeife nicht, und die Schreibfedern nicht, denn für seinen Hausbrauch schreibt er nur mit Hühnerfedern.

Verloren: eine sechspfündige Eyerzüpfe! Ich weiß nicht hat sie des Nachbars Hund gestohlen, oder „het sen ächt e Zweubeinige?“

Dito: ein Wägeli mit Korn, samt Knecht und Pferd, ist im Canton Th. abhanden gekommen. Aber meine Frau und Tochter dürfens nicht wissen, sonst heiß ich abermal der Lappi! — Oder ist's ächt in die obere Mühle gefahren, während ich's in der untern gesucht habe?

Zum Ausleihen: ein schöner Charabanc, angeschafft in guter Hoffnung ein angesehener Herr zu werden, unnütz geworden weil die Hoffnung fehl schlug, sollte er doch etwas abtragen.

Dito: In einer Kirche unsers Cantons stehen eine gute Parthie einschläfrige, eingemachte Kirchstühle zu verleihen um billigen Zins. Wo? weiß der Bote, der es sagen kann, wenn er will.

Zum Geschenk angeboten: eine Hausfrau, blutjung, ehemals hübsch in ihren Augen! Der Mann würde sie wegen Mangel Platzes — nein — aber Friedens, gerne abtreten. Notabene, sie empfiehlt sich dadurch, daß sie nur noch einen Zahn hat.

Vermischte Nachrichten: N. N. empfiehlt sich um allerlei Dienste in gute Häuser. Er hat zwar allerwelt nichts gelernt, und kann nichts; aber er würde sich gerne ohne Arbeit mit guter Kost und reichem Lohn begnügen. — Ueberall zu erfragen.

Awis! Beter N. hat uf dem Kalbermärid eine Schriebstube angilegt, und akumidirt sich für allerley Sgribtauren, Breife, Noten Bäni, Publikum, Eingebung in Penvizi und Gelzdagen und salvenori Etzätera alles müglichi, für sauferi Arbeit und exercierti Bidienung kann er gantieren.

N. N. wollte gerne einen Geldstag machen. Da er aber kein Geld hat, und ihm niemand keins anvertrauen will, so weis er sich nicht zu helfen, und empfiehlt sich daher dem geehrten Publikum!

Die Gemeine X. Y. wünschte eine gute Feuerspritze zu entlehnen. Notabene nur im Fall es wirklich brennt; in der Zwischenzeit könnte der Eigenthümer sie unentgeldlich behalten.

24.

Es kommt nicht jeder Schelm so leicht davon.

Man sagt: Gelegenheit macht Diebe! So giengs dem Kammerdiener eines Fürsten, als er am Morgen ins Schlafgemach kam, und meinte: der Herr schläft noch! und drum einen tüchtigen Griff in die offene Geldschublade wagte. Und weil der Herr nicht Mux machte, versucht ers zum zweiten und zum dritten Mal. — Der Fürst hatte das alles wohl gesehn, und als er nachher aufgestanden war, befiehlt er dem nämlichen Kammerdiener ihm die Geldschublade zu bringen, thut einen Griff darein und sagt: das mag angehn! Zum andern Male greift er hinein und sagt: das mag auch angehn! Zum dritten Griff aber spricht er: das ist jetzt zu viel! — Der Diener mußte nun wohl merken, was die Glocke geschlagen hatte, und da er dem Ding doch nicht ganz traute, so machte er sich ganz stille davon. — Gelegenheit zum Stehlen giebts viele: Schelme, die davon Gebrauch machen, finden sich mehr als genug. Aber solche gnädige Herren möchte es wenige geben. Darum — laß dich nicht gelüsten.

25.

Nichts für ungut.

Ein geistlicher Herr hatte einen Schrank mit dem reichsten Silbergeschirr ausschmücken lassen, und zeigte es mit kindlicher Freude allen denen, die ihn besuchten. Um jedoch dem Neide zu entgehen, fügte er bei, daß er es nur darum angeschafft habe, um im Nothfalle den Armen dadurch beistehen zu können. Nichts für ungut, bemerkte ihm einst ein Spaßvogel, zu solchem Zwecke hätte Ew. Wohlehrwürden wohl auch noch die Façon ersparen können.

26.

Das Glücksrad.

Der geneigte Leser weiß was das sagen will; nämlich daß das Glück unbeständig ist, und der nämliche Mensch bald zu oberst bald zu unterst darauf steht. Davon eben will der Bote ein merkwürdiges Exempel erzählen. Zu Madrit, in der Hauptstadt Spaniens (der Bote weiß überall Bescheid!) lebte vor mehr als hundert Jahren ein unzüchtiges Weib, und die gebahr einen Sohn. Da sprach sie zu einem Edelmann Franziskus: Du bist der Vater! Er aber sprach: mit nichten. Such einen andern! Da sprach sie zu Heinrich: Du bist sein Vater! Dieser aber sprach: Mit nichten! Such einen andern! So mußte sie den Buben behalten. Und der geneigte Leser, der etwa einmal welsch gelernt hat, sagt: tout comme chez nous. Gerade so ists hier! Und ist leider wahr.

Weiter so zieht der Bube im 18 Jahr in den Krieg in Indien, und hat sich so wohl gehalten, daß ihm die höchste Ehre zugedacht war; nämlich an einem hänfenen Strick sollte er an einen Baum gehängt werden. Aber da er so weit unten angefangen, wollte er nicht auf einmal so hoch steigen, nahm glücklich Reißaus und kam wieder in Spanien. Da war er weit unten am Glücksrad! Und half ihm gar wenig daß er eine Frau nahm die eben so viel werth war wie seine Mutter, und eben so wenig wie er selbst.

Weiter so war der Heinrich ein Graf, war am königlichen Hofe zu großen Ehren gelangt, hatte aber von seiner Frau keine Kinder, und ernennt nun obigen unehelichen Sohn zu seinem rechtmäßigen Sohn und Erben, gab ihm groß Geld und Gut, herrliche Palläste u. s. f. und jedermann, der dem Vater gefallen wollte, überhäufte den Sohn mit Ehren und Geschenken, Ordensbändern und Titeln. Da war er zu oberst am Glücksrad. Aber es ist halt ein Rad das ringsum geht! Der Vater starb, und — sogleich war der Sohn ein gemeiner schlechter Kerl, alles wandte sich von ihm ab, und er mußte zuletzt im Elend sagen: wie gewonnen so zerronnen! — 's ist doch besser ein ehrlicher Kerl mit nichts als ein Schurke mit Geld!

27.

Raritäten.

Aus den nachgelassenen Papieren des Pater Abraham.

Eine Katze die nie maust,
Und ein Bettler der nicht laust;
Vögelein das niemals fliegt,

Schelm und Dieb der nie betriegt:
Mägdlein das zum Kuß nicht lacht;
Mezger der nie schmutzig macht:
Fisch im Wasser der nicht schwimmt,
Und ein Müller der nicht nimmt:
Koch' ohn Feuer Topf und Kelle,
Schneider ohne Ell und Hölle:
Faules Wasser ohne Dünst;
Krämer ohne böse Künst:
Weiber ohne Putz anhenken;
Fuhrleut ohne Gurgelschwenken:
Zeitungsschreiber fein bescheiden
Hinkendbot ohn Gram und Leiden
Das hab' ich in vielen Stunden
Oft gesucht und nie gefunden.

28.

Worterklärungen.

Von meinem Gevater, dem Schulmeister.

Es ist wohl ein Uebelstand wenn so mancher Landmann groß thun will mit fremden Wörtern, die er meist nicht versteht, darum verkehrt anwendet, darum zum Gelächter wird. Es ist aber ein anderer Umstand, der wird zum Uebelstand, daß selbst deutsche Worte in unserer Landessprache ganz anderes bedeuten, und ganz anders angewendet werden als in den Büchern; so daß in Schulen und Unterweisungen, nicht nur im gemeinen Leben, Gelächter und — Aerger, oder Mißverstand entsteht.

Beispiele: ächt im Hochdeutschen, ist ein Eigenschaftswort, und heißt unverfälscht, unvermischt. So ist dem Wirth von X. sein Lakote Wein nicht ächt, weil etwas drinn ist das Lakote nie gesehn hat. Des rothen Gretlis Frömmigkeit ist nicht ächt, weil es nur vor den Leuten so lammfromm thut, im Herzen aber eher die Natur von einem Wolf an sich trägt. Aechtes Gold also ist reines unverfälschtes Gold. — Wir aber brauchen in unserer Sprache das Wörtlein ächt als ein unveränderliches Wort um eine Frage zu bezeichnen, und sagen also: ists ächt wahr? wott er ächt cho? wer weiß ächt wer het das gmacht? u. s. w.

Aergern, Aergerniß, hat bei uns ganz andern Sinn als da wo es in der Bibel vorkommt. „I ha mi g'ärgeret;" oder: „i bi ärgerlich worde, hane Aergernuß gha," heißt bei uns so viel, als: ich bin unwillig worden. Das aber heißts nicht in der Bibel, sondern es heißt da: etwas sagen oder thun, wodurch andere ärger, schlimmer, wodurch sie verführt werden. Also, wenn ich den Joggeli auf die Finger klopfe, weil er dem Mitschüler das Buch verderbt, so hab' ich ihn noch nicht geärgert, ob wie unwillig er wird. Aber wenn der Peterli seinen Kindern alle Abend einen besoffenen Aetti heimbringt, so ärgert er sie, weil er ihnen das Beispiel der Liederlichkeit giebt, und seine eigenen Kinder verführt.

Niederträchtig heißt auf gut deutsch so viel als ehrlos, und bezeichnet Leute, denen nichts zu schlecht ist. Aber viele in unserm Lande nennen diejenigen Leute niederträchtig, welche mit jedermann, selbst mit den Geringsten, freundlich und liebreich umgehen. Wenn also der reiche Bauer zu A. seinem Volk Fleisch in die Suppe giebt, daß die Maden drinn herumschwimmen wie die Haberkernen, so ist das niederträchtig. Wenn aber der Herr Landvogt mit dem armen lahmen Spinnerbetli freundlich redet, und nach seinem Verdienst sich erkundigt,

so muß das Beetli ja nicht sagen: Das ist doch e niederträchtige Herr!

Unschuld, nun das verstehen doch wohl alle Leute, daß es so viel heißt als ohne Schuld. Also: ich bin unschuldig am Türkenkriege: du bist unschuldig daran daß die Kröten nicht besser singen. So sagt man ja auch: unschuldig wie ein Kind im Mutterleibe. — Was sagen wir denn aber, wenn es ganze Gegenden giebt, wo Unschuld gerade so viel bedeutet als Schuld? Z. B. ich bin nicht in der Unschuld, ich bin nicht schwanger! — Ich habe nie etwas unschuldiges gemacht! — Oder wenn, neben andern schönen Reimen, an einem Hause an der Straße zu lesen ist mit großen Buchstaben:

Mit Geduld und Gottes Huld,
Ueberwindt man alle Unschuld.

Dergleichen findet unter unserm Volke noch manches sich vor. Mag mir's verzogen werden daß ich davon spreche; der Gevater Bote ist halt ein alter Aeki und ich — ein alter Schulmeister.

29.

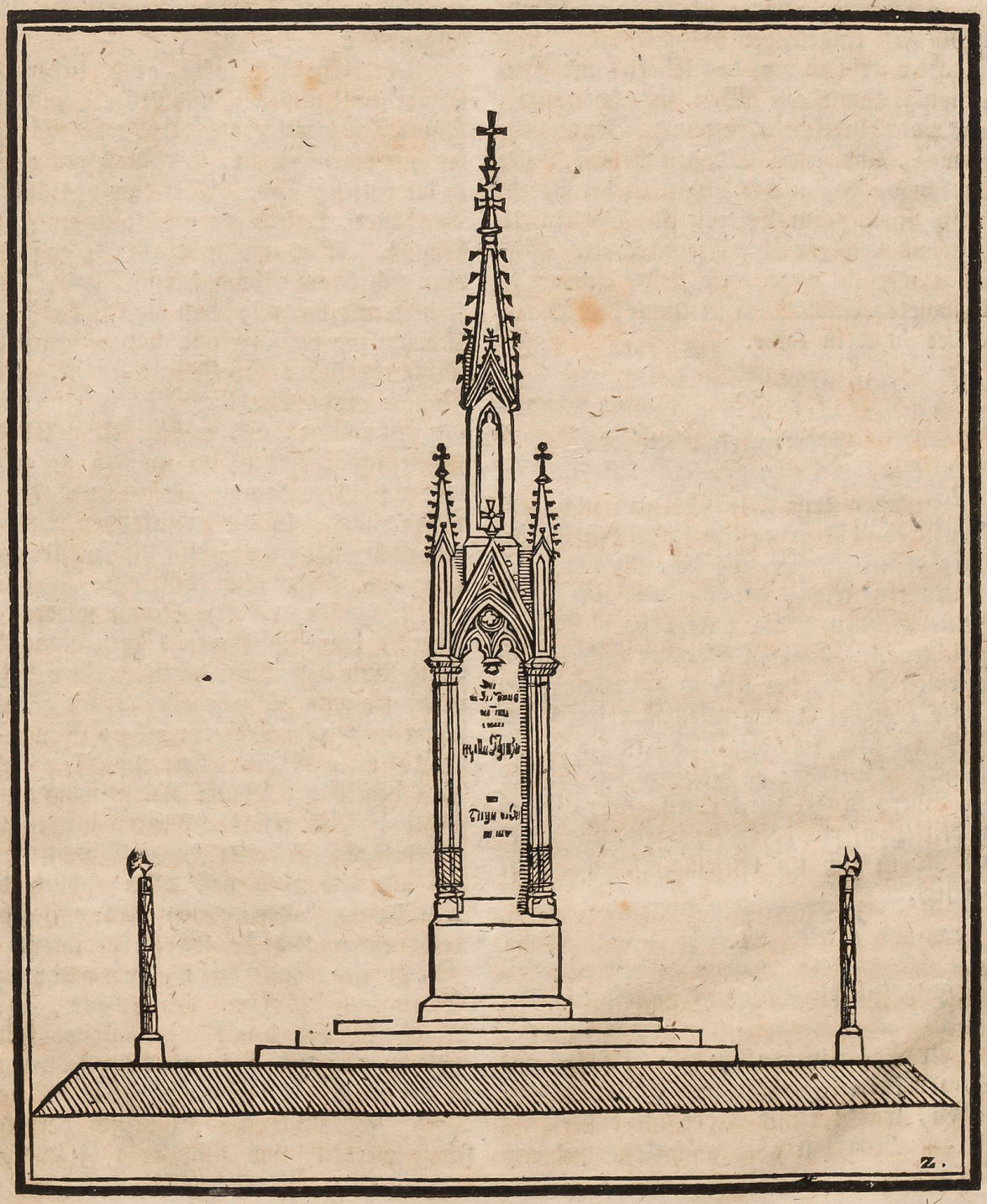
Denkmal zu St. Jakob.

(Siehe gegenüberstehende Zeichnung.)

St. Jakob eine Häusergruppe mit einem Siechenhause und einer Filialkirche, eine Viertelstunde von Basel. Dieser Ort ist berühmt durch die Schlacht, in welcher ungefähr 1250 Eidsgenossen eine von dem Sohne Carl VII., Königs von Frankreich, befehligte, 60000 Mann starke Armee zuerst mit kühner Verwegenheit angriffen und mit übermenschlicher Anstrengung so tapfer gegen sie kämpften, daß die Wahlstatt mit mehr als 8000 Todten, unter welchen die Schweizer alle bis auf 10 Mann sich befanden, bedeckt war. Diese für die Eidsgenossen ruhmvolle Schlacht benahm dem französischen Königssohne den Muth, tiefer in das Land einzudringen, dessen Eingang er mit einem solchen Verluste hatte erkämpfen müssen. „Haben mich ihre Hunderte blutrünstig geschlagen," schrie er, „was werden ihre Tausende thun?" Und er schloß voll Ehrfurcht vor so großer Tapferkeit mit ihnen Frieden. (Siehe die weitläufigere Beschreibung dieser Schlacht in Zschokke's Schweizergeschichte.)

Das Denkmal, dessen Höhe 36 Fuß über dem Fußgestell beträgt, ist aus einem rothfarbenen Stein erbaut und trägt an seiner Vorderseite die einfache Inschrift: „Den bei St. Jakob im Jahr 1444 gefallenen Schweizern, die Bürger von Basel 1823." Die drei übrigen Seiten sind mit den Wappen der Cantone Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Solothurn und Basel geziert. Auf der dem Fundament eingelegten zinnernen Tafel ist nachstehendes eingegraben: „Heldenmuth und Vaterlandsliebe dankbar zu ehren, Söhne und Enkel zu gleichem Hochgefühl zu entflammen, bewog E. E. Stadtrath von Basel, der hiesigen Künstlergesellschaft aufzutragen, jenen Schweizerhelden und Bundesbrüdern, welche am 26. August 1444 bei St. Jakob an der Birs gegen den eindringenden Feind des Vaterlandes löwenmüthig kämpften und mit Seelengröße ihr Leben opferten, hier auf diesem Hügel, wo viele ihrer Gebeine ruhen, ein Denkmal zu errichten, als Ersatz der ehemals hier gestandenen Kapelle,

Denkmal zu St. Jakob.



Z.

wozu E. E. Stadtrath 1600 Franken und die gesammte Bürgerschaft der Stadt 8000 Frk. beigetragen haben."

Hier steht es nun das Ehren- und Siegesmal, damit alle Welt sich überzeuge, was vaterländische Kraft und Bruderliebe vermag, und jeder Eidsgenosse die Lehre empfange, daß nichts größer in der Noth, nichts schöner im Frieden ist, als eine in Lieb und Leid erprobte Freundschaft. Vergessen wir sie nicht diese Lehre, wenn es sich wieder einmal um Rettung des Vaterlandes handeln sollte.

30.

Merkwürdigkeit.

Zwischen dem Neuenburger- und dem Genfersee sieht man einen laufenden Brunnen, dessen Wasser aus dem Becken durch 2 Röhren rinnt, wovon die eine nach Mitternacht und die andere nach Mittag gerichtet ist. Das Wasser der erstern fällt in einen Bach, der sich in den Neuenburgersee ergießt, dessen Gewässer durch die Zihl, die Aar und den Rhein in die Nordsee geleitet werden; da hingegen das Wasser der andern Röhre durch einen andern Bach in den Genfersee befördert wird, und durch die Rhone sich im mittelländischen Meere verliert.

31.

Die merkwürdige Tanzparthie.

Es mag eine lustige Sache seyn ums Tanzen für die, welche zwei gesunde Beine haben, was bei mir leider nicht der Fall ist. — Man hat aber auch Exempel daß es nicht lustig endet, wenns schon lustig angefangen hat. Davon erzählt der Bote folgendes:

Der Christeli wäre auch lieber ein Stadtherrli gewesen, und stellte darum eine schöne Tanzparthie an. Und weil das Tanzen gut warm macht, so richtete ers gerade in die kälteste Zeit. Aber damit es nicht zu viel kostet, bestellt ers nur so in einer Nebengaß. Aber nun war alles so eng, daß man sich kaum rühren konnte, und es war so heiß und dampfig, daß man fast erstickte. Darum zog mancher und manche gegen den Tisch und suchte Speise und Trank. Aber (immer wieder ein Aber!) da war niemand der aufwartete, und wollten die geladenen Gäste etwas haben, so mußten sie selber sorgen! Jezt kommt der Vetter Kriegsmann, mags in der erstickenden Stubenluft nicht aushalten, reißt die Fenster auf, und nun flieht auch der letzte Rest ins Speisezimmer. Aber (schon wieder ein Aber!) die Musikanten klagen nun ihre Noth, wie daß ihnen niemand einen Lohn, ja nicht einmal Speise oder Trank geboten habe; und ein Geiger ohne Glas — da lebti e Fisch ohni Wasser bas! Das begriff der Vetter Kriegsmann, und sorgte bestens für die durstigen Brüder, indem er Christeli und seinem Mareili ernstlich zusprach, so daß diese endlich den Musikanten allen dreien eine Flasche, heißt eine Halbe Wein brachten. — „Aber amene Gyger zweu oder drü Glas — i bitten ech säget, was bschüst doch das?" — Weiter ist zu melden, daß mehr Leute als Plaz da waren; in der einen Stube war weder Bank noch Tisch, so mußte der Kuchitisch herbeigeschaft werden, und nun gabs Flötenspiel

und Gesang, zu der Gläser lieblichem Klang. Aber (schon wieder ein Aber!) im andern Zimmer gabs nun gar Händel! Da hatten einige angefangen mit den Frauenzimmern gar schön zu thun, darüber waren andre eifersüchtig geworden, nun gabs Rippenstöße und dergleichen bis genug; und der Hausbesitzer machte Anstalt die ganze ehrende Gesellschaft herauswerfen zu lassen. — Aber (nimmt denn das Aber kein Ende?) auch im andern Zimmer erwachte der Streitgeist, und es soll, wie die Chronik erzählt, sogar ein Duel von Ohrfeigen zwischen dem Vetter Kriegsmann und einem holden Mareili statt gefunden haben! Zuletzt gieng alles unzufrieden auseinander. Doch war das noch nicht das Ende vom Lied! Es kam noch das größte Aber — denn nun giengs ans Bezahlen. Christeli und sein liebes Marey-ey-eyeli schickten überall so scharmante Cönten, daß sie freilich am Ende selbst ungeschlagen daraus gekommen wären. Aber die Gäste verstandens nicht so, und fanden sich ungebührlich übertroffen, und zahlten kaum die Hälfte, und Christeli und Mareili hatten nun den Schaden, zu dem der Spott nicht fehlen darf.

Ist eine chly, wet gern groß thue
So frag er z'erst: was bruchts derzue?
U chan er das nit richtig ha,
Söt er ihm d's Narrwerch la verga.
Der Christeli het das nit begriffe
U drum wird er jez so uspfiffe!

32.

Etwas Ernsthaftes und doch Lustiges.

Es lag einmal ein Fürst todkrank, und merkte, daß er nicht mehr lange leben würde; denn das wußte er wohl, daß der Tod eben so wenig Respekt hat vor einem Titel als vor einem Kittel! Weil aber der Fürst ehrlich und christlich gelebt hatte, so wollte er auch ehrlich und christlich sterben; denn er wußte, was hernach kommen würde, und wollte gerne dem, der größer war als er und alle, unerschrocken vor die Augen treten. Darum ließ er öffentlich ausrufen, jedermann der sich über ihn beklage, solle nach Hofe kommen, und seine Klage vorbringen, er wolle jedem Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und zurückgeben, was er etwa mit Unrecht empfangen habe. Das verwundert den geneigten Leser, und er meint: das Exempel wird nicht einmal ein jeder Bauer nachmachen! Aber noch merkwürdiger ists, daß die Thüre seines Krankenzimmers zwar ganz offen stand, aber niemand kam, der etwas zu klagen hatte. Und das, mein ich, ist das schönste Denkmal für den braven Fürsten. So weit das Ernsthafte; nun das Lustige.

Endlich kommt doch ein Mann zum Sterbelager, und sagt: „Gestrenger Herr „Prinz! ich hab vor so und so viel Jahren „eine große Summe bezahlen müssen, die „wollt ich nun gerne wieder haben. Ich „sollte freilich damals den Kopf hergeben, „und habe mich mit der Geldbuße losgekauft — aber ich wollt sie nun gerne wieder „haben.“ — Und der Prinz antwortet: „Guter Freund, wäre dir damals dein „Recht widerfahren, so könntest du dich „jetzt nicht über Unrecht beklagen. Willst „du aber dein Geld wieder haben, so laß „deinen Kopf dafür fahren.“ — Aber der Kopf war doch lieber als das Geld, und so bliebs beim Alten!

33.

Die Leute werden auf mancherlei Weise gesund.

Vor alten Zeiten einmal war in Spanien eine Krankheit, die viele Menschen wegraffte, und hatten die Doktoren noch keinen Namen dafür erfunden, weder spanisch noch französisch, weder latein noch griechisch, und wußten halt nicht wo drüber und dran, und ließen die Leute sterben, wie's der Brauch ist. Da denkt ein Kranker: wenn's denn muß gestorben seyn, so sauf ich noch vorher einen Rausch im beßten Wein. Das war nun eben nicht löblich. Aber siehe da! Als er seinen Rausch ausgeschlafen, da spürt er zusehends Besserung, und wird gesund, und die Herrn Doktores sprachen: ich habs längst gedacht, daß guter Wein ein gutes Mittel wäre u. s. w. — Nun weiß ich einen, und jeder geneigte Leser weiß noch einen, der sich gerne so kuriren ließe. Aber merks Max:

Einmal ist nicht allemal.
Was dem Einen ist gesund, bringt dem Andern die letzte Stund.
Was vertragen mag der Eine, bricht dem Andern Hals und Beine.

34.

Die unerwartete Erbtheilung.

Wo Geld ist, da ist der Teufel, sagte manchmal meine Großmutter, oder höret nur wie die Leute sich darum streiten und zanken, schimpfen und verfluchen! — Etwas ist allerdings an der Sache, zumal wenn's an's Erben geht, ist der Friede weit weg. Da stirbt einmal ein Hausvater, und seine Kinder theilen, aber als es an die Feldfrüchte, Korn und Gras auf dem Acker kommt, da bricht der Streit los und der Zank, und alle Friedenstifter machten vergebliche Arbeit, und die Agenten und Affliktanten spitzten schon das Maul auf ein Prozeß das dreimal soviel kosten sollte, als die Sache werth war. — Aber da trittet ein Schiedsrichter auf, an den keiner gedacht hatte, und der in einer halben Stunde dem Streit ein Ende machte. Es kömmt — ein Hagelwetter — und schlägt alles nieder; um was sollten sie nun noch streiten? Es muß doch etwas geben das besser ist als Korn und Heu!

35.

Auch gut so!

In Italien war ein großer Herr, ein Graf, der meinte es mit allen seinen Leuten gut. Er hatte aber einen Haushofmeister, der meinte es aber noch viel besser mit sich selber; denn wenn jemand etwas beim Herrn suchte, so mußte er beim Haushofmeister sich melden, und kam er mit leeren Händen, so stand sicher seine Sache schlecht. Einmal aber war der Haushofmeister nicht da, und der Herr spaziert im Hofe. Da kommt zugleich ein Armer der ein Allmosen will, und ein Bauer der unter jedem Arm einen Kapaun trägt. Was willst du mit deinen Kapaunen, fragt der Herr? Etwas erschrocken antwortet der Bauer, er hätte sie dem Haushofmeister bringen wollen. Und was wolltst du? fragt er den Armen: Ein Allmosen, gnädiger Herr! Gut, antwortet die-

ser, weil du deine Kapaunen dafür bestimmt hast, daß du angehört werdest, so gieb sie mir, der ich dich jetzt angehört habe. Du armer Tropf aber nimm diese beiden Thiere und verkauf sie, so hast du ein Allmosen! So war beiden geholfen.

36.

Anekdoten.

Ein Greis, der vom Weintrinken eine rothe Nase hatte, sagte zu seinem jungen Enkel bei Tische: Du mußt Brod essen, Brod macht rothe Baken. „Da hast du wohl viel Brod geschnupft!“ meinte der Knabe.

Man bemerkte einer Krämersfrau, daß ihre Kinder so betrübt aussähen. Ach, versetzte sie, wir schlagen sie genug, daß sie lustig werden sollen.

Ein Knabe wollte Zuckerbäcker werden, um seinem Vater das Alter zu versüßen.

37.

Ueber den Stock.

(Beschluß von Nr. 20 des Jahrgangs 1830.)

Da dem Boten keine Widerlegung der Nutzbarkeit des Stockes in der Schule ist zugesendet worden, obschon er in seinem vielgelesenen Blatt männiglich dazu aufgefordert hat, so versucht er es jetzt, die Gründe des andern der streitenden Schullehrer, so gut er sich noch an dieselben erinnert, anzuführen.

Er fragte seinen Gegner vorerst, weshalb er strafe? und da fiel natürlich die Antwort dahin aus, um zu bessern. Nun bewies er ihm theils aus der Natur des Menschen selbst, theils aus der Erfahrung, daß der Stock kein Besserungsmittel sei, oder wenigstens das allerschlechteste.

Strafen, sprach er: sind moralische Heilmittel. Der Lehrer, welcher nun nicht auf die moralische Krankheit Rücksicht nimmt, sondern eine wie die andere durch den Stock heben will, kommt mir vor wie ein Quacksalber und Marktschreier, welcher alle Krankheiten des Leibes, auch die, welche einander geradezu entgegengesetzt sind, sie mögen von Blut oder von den Nerven, von Erhitzung oder Erkältung herkommen, im Kopf oder in den Füssen, im Magen oder im Bauch ihren Sitz haben, durch ein sogenanntes Universalmittel, z. B. durch Magnetisiren oder Elektrisiren, durch Schräpfen oder Aderlassen, durch chymischen Balsam oder gefärbtes Wasser heilen will. Nun heilt der Stock aber nicht wirklich; also bleibt er immer noch ein schlechteres Mittel, als das für alle Krankheitsfälle angewendete Universalmittel, welches doch im einen oder andern Falle wirklich helfen kann, und schon manchmal geholfen hat. — Daß der Stock nichts wirke, liegt am Tage, weil zwischen dem Stock als Mittel und der Besserung als Zweck gar kein Zusammenhang ist.

Daß der Stock nichts helfe, belegt aber auch die Erfahrung hinlänglich. Noch ist keinem Lügner Wahrheitsliebe, keinem Faulen Emsigkeit, keinem Leichtsinnigen Ernst eingeprügelt, wohl aber schon Manchem alles Gefühl für Recht und alle Ehrliebe ausgeprügelt worden, so daß er, wenn er oft geschlagen worden,

am Ende nichts mehr fühlte, sondern nur störrischer und heimtückischer und hiemit statt besser eher schlechter wurde. Nicht einmal um Ruhe und Ordnung zu handhaben, wozu so viele den Stock empfehlen, ist derselbe ein zweckmäßiges Mittel, denn sehr oft ist gerade bei dem Lehrer, der die Jugend am meisten prügelt, dieselbe am unruhigsten, weil der listige Knabe gar bald gewahr wird, daß der Lehrer schlägt, weil er kein besseres Mittel weiß, oder gar weil es ihm ein Wohlgefallen verursacht. Wo sollen da Achtung und Liebe herkommen, die Grundpfeiler aller guten Schulzucht? Und gesetzt auch, es gelänge einem solchen Schlagzu, Ruhe zu erprügeln, so hat er dadurch doch weiter nichts erzweckt, als Ruhe — erprügelt, gebessert hat er nicht. Auf solche Weise sein Ansehen zu begründen, ist aber auch gar keine Kunst. Dazu brauchts keine große Wissenschaft. Der erste beste Kerl, der im gewaltigen Arm einen tüchtigen Stock führt, wird das auch können. Wer aber weiter keine Kraft zum Erziehen hat, als die in seinen Armen liegt, der werde lieber Drescher, zum Lehrer taugt er nicht.

Damit noch nicht zufrieden, zog der Widersächer des Stocks ein Buch aus der Tasche, aus welchem er seinem Gegner folgenden Traum las: „Und ich hörte eine Stimme, die rief: Verbannet alle Stöcke und Ruthen, mit denen bisher die unschuldigen Kinder so oft geschlagen wurden. Gleichwie die Vögel des Himmels, und die Fische im Meer, und alles Thier, das auf Erden kreucht, wächst und gedeihet, ohne daß es geschlagen wird, also soll auch der Mensch, der nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, wachsen und gedeihen, ohne durch Schläge dazu gezwungen zu werden, und fortan soll nicht mehr geduldet werden, daß die Kinder der Menschen, die zu Herren der Erde gemacht sind, geschlagen werden wie im ägyptischen Diensthause; sondern sie sollen frei seyn, und jeder wird in seinem Kinde erkennen das Bild Gottes und es ehren.“ — Und einer aus dem Volke trat hervor und sprach: „Ach, Herr! zürne nicht, daß ich rede und den Kummer meines Herzens vor dir ausschütte! Siehe, deine Knechte, die zeither in den Schulen arbeiteten, vermochten nicht den unschlachtigen Haufen zu zähmen, ob sie gleich mit Fäusten um sich schlugen, und ihre Hände bewaffnet hatten mit Stöcken und Ruthen. Wie wird es gehen, wann unsere Waffen uns entrissen werden? Deine Knechte werden ausgezischt und mit Steinen geworfen werden.“ — Und die Stimme antwortete ihm zornig: „Siehe, du bist auch einer von denen, die die unschuldigen Kleinen verderbt haben, denn deine Sprache verräth dich. Solltest du dich nicht schämen, einen unschlachtigen Haufen zu nennen, die Unschuldigen, die Gott gemacht hat. Lerne die Kinder lieben und sie werden dich wieder lieben und dir aus Liebe gehorsam seyn, wann du fortan aufhörst, sie zu peitschen und zu raufen und mit Fäusten zu schlagen.“

Welcher von diesen streitenden Schullehrern hat nun Recht? Der Bote meint in seiner Einfalt, die Wahrheit liege, wie gewöhnlich, in der Mitte. Der Stock ist nicht ganz zu verbannen, aber man gebe ihm die nöthigen Schranken; er werde selten und nur da angewendet, wo alle andern Mittel nicht ausreichen, nach dem Sprichwort: Wer nicht hören will, muß fühlen.“

Etwas über Algier.

Längs der nördlichen, Europa am nächsten liegenden, Küste Afrikas, von der wir durch das mittelländische Meer getrennt sind, befinden sich nebst dem aus dem alten Testamente bekannten Egypten auf der Seite gegen Sonnen-Untergang zu, die vier Staaten der Barbarei, Tripoli, Tunis, Algier und Marokko, von denen die drei ersten, dem Namen nach, vom türkischen Großsultan abhängig sind, und ihm in frühern Zeiten zu Hülfsleistung an Kriegsschiffen verpflichtet waren. Alle vier Staaten heißen Raubstaaten, weil sie auf die europäischen Schiffe Jagd machen, die nicht Mächten angehören, welche diese Räubereien durch jährliche Zinszahlung abkaufen, oder sie, wie die Engländer und Nordamerikaner es können, mit Bomben in Respekt erhalten. Sie nehmen die Schiffe mit Waaren und Mannschaft, und führen letztere in traurige Sklaverei, woraus die Wohlhabenden mit großen Summen von ihren Verwandten zwar wieder losgekauft werden, die Aermern aber in bitterstem Elende unter grausamer Behandlung verschmachten müssen. Marokko, das einen unumschränkten Herrscher hat, dessen Würde in seinem Geschlecht erblich ist, hat in neuern Zeiten, unter seinem jetzigen friedlichen Häuptling, auf die Räubereien mehr verzichtet, und scheint bei dem Handel, den es jetzt treibt, wenigstens eben so gut zu bestehen als vormals beim Raub. Desto unverschämter treiben aber die übrigen ihr Handwerk fort, das leider bisdahin durch die Uneinigkeit der Europäer fortwährend begünstigt ward. Der Boden wäre für die schönsten Niederlassungen geeignet, und würde die herrlichsten Aussichten für den Handel eröffnen.

Denn das Land, das diese Raubstaaten inne haben, ist an manchen Stellen sehr fruchtbar; es könnte wohl fünfmal mehr Einwohner ernähren, als es jetzt hat. Schon im Januar prangen die Wiesen mit den herrlichsten, duftigsten Blumen, im April und Mai stehen die Wälder, Aecker und Wiesen in der schönsten Lebensfülle; Doch sind auch große ganz unfruchtbare Sandsteppen, und im Heu- und Augstmonat ist es überaus heiß.

Von den Getraidearten baut man besonders Gerste, auch Weizen, Mais, Hirse, Reis u. s. w. Der Weinstock wächst ohne Pflege; mancher Stock ist gegen einen Fuß dick. In den Gärten gedeihen Oehlbäume, Granatäpfel, Pomeranzen, Citronen u. s. w. Die Korkeiche (Pantoffelholzbaum) bildet an den Küsten ganze Waldungen. Sie wird so groß wie unsere Eiche, grünt das ganze Jahr hindurch, hat eirunde Blätter, und besitzt eine dicke, schwammige Bastrinde, die bei trockener Witterung abgeschält, ins Wasser gelegt, mit Steinen gepreßt, und dann über Kohlen getroknet wird. In Europa braucht man diese Korktafeln (Pantoffeltafeln) vorzüglich, um Pfropfen (Zäpfen) daraus zu schneiden, in Spanien deckt man damit auch die Häuser, und gebraucht sie als Schuhsohlen. Unter den Thieren steht das Kameel oben an; daneben findet man Pferde und Büffel in Menge, so wie Schaafe mit Fettschwänzen. Es fehlt aber auch nicht an wilden Thieren und allerlei Ungeziefer.

Die höchste Gewalt ist bei der Ver-

sammlung der höchsten Kriegsbedienten, die den Divan ausmachen, an dessen Spitze ein von ihnen gewähltes Oberhaupt (Pascha), in Algier und Tripoli unter dem Namen Dey, in Tunis unter dem Namen Bey bekannt, steht.

In den Staaten von Algier, sind ungefähr so viele Einwohner als in der Schweiz (nicht volle zwei Millionen). Türken findet man ungefähr 10,000, lauter zusammengelaufenes Gesindel, das fortwährend aus der Türkei ersezt wird, und in deren Händen hauptsächlich, obschon sie bei weitem nicht den hundertesten Theil der ganzen Bevölkerung ausmachen, die höchste Gewalt ist. Wer in der Türkei sich nicht mehr als Verbrecher sehen lassen darf, nnd das will viel sagen, der schifft sich nach Algier ein, wird Soldat, kann sich die besten Aemter verschaffen, und hat in die Wahl eines Staatsoberhauptes zu reden. Ausser diesen Türken und den eigentlichen Barbaren halten sich Juden, Europäer (entweder als Sklaven oder Handelsleute) und Neger, die aus dem unbekannten Innern Afrikas als Sklaven geholt werden, im Lande auf.

Die Stadt Algier, welche am Meeresufer erbaut ist, und jetzt ungefähr 60 bis 70,000 Einwohner enthält, wurde schon im Jahr 944 nach Christi Geburt von einem Araber, Namens Zeiri, erbauet. Häufig kämpften die Fürsten von Sicilien und Spanien im Mittelalter um den Besitz der ganzen nordafrikanischen Küste.

In neuerer Zeit wurden am Himmelfahrtstage, den 23. Mai 1816, die Schiffsmannschaft von 359 italienischen Schiffen an der afrikanischen Küste, als sie ihren Gottesdienst verrichtete, auf Geheiß des Häuptlings überfallen. Zugleich ward der englische Gesandte mißhandelt.

Für diesen Frevel wurden sie durch den englischen Admiral Lord Exmouth, durch Zerstörung ihrer gänzlichen Seemacht, tüchtig gezüchtigt. Allein die Hülfe war im Grund nur wieder den Engländern verschafft, die Räuber führen ihr Handwerk fort. Ob der Feldzug der Franzosen wichtigere Folgen hat, wird uns die nächste Zeit lehren. Wir wollen es hoffen.

39.

Das eidgenössische Freischießen im Jahr 1830.

(Siehe gegenüberstehende Zeichnung.)

Wenn irgend ein Verein den Charakter eines Nationalfestes darbot, so war es gewiß der vom 12. bis den 17. Juli in Bern abgehaltene eidgenößische Schützenverein. Von allen Gegenden der Schweiz kamen täglich Schützengesellschaften in Kutschen, Diligencen und mit Laubwerk gezierten Wagen an, auf welchen ihre Fahnen prangten; auch einzelne Schützen trafen in bedeutender Menge zu Fuß oder in Fuhrwerken ein, und man schätzt die Zahl derselben aus allen Ständen gegen 8000. Nicht weniger bemerkenswerth war die Menge der Zuschauer jeden Alters, Geschlechts und Standes, aus der Nähe und Ferne, die während dieser Woche von Morgen bis Abends ununterbrochen nach dem Schützenplatze zogen, oder von demselben zurückkamen; hier hatten sie überall freien Zutritt, und nahmen fröhlich Theil an einem Nationalfeste, das durch die Witterung begünstigt, in einem Umfange gefeiert

Ansicht des Schießplatzes bei dem eidgenössischen Freischießen in Bern.

wurde, wie noch kein voriges Freischießen. — So wie eine Abordnung von Schützen mit ihrer Fahne auf dem Sammelplatz ankam, wurde sie mit den gewohnten Ehrenbezeugungen empfangen. Der Vorstand der Abordnung hielt eine Rede, welche die Freude und die brüderlichen Gesinnungen ausdrückte, mit denen sich die Ankommenden dem eidgenössischen Feste anschlossen. Alle diese Reden vereinigten sich im Ausdrucke der Vaterlandsliebe und des warmen Gefühls, daß Eintracht und Zusammenhalten einzig das Glück und die Kraft der Eidgenossenschaft befestigen können. Lebhaft drückten sie auch die freundschaftlichen Gesinnungen aus, mit welchen so viele Männer, selbst aus den entferntesten Theilen der Schweiz, zu ihren Bundesbrüdern von Bern kamen. Die Reden der Abordnungen wurden von einem Mitgliede des Central-Comités Namens des ganzen Schützenvereins und der gesammten Schützenvereine des Kantons auf verbindliche Art erwiedert und den Ankommenden wurde die aufrichtigste bundesbrüderliche Freude bezeugt, sie in Bern empfangen und bewillkommen zu können. Hernach wurde ihnen der Ehrenwein gereicht und die neu angekommenen Fahnen setzte man den übrigen Fahnen bei. Eine mit Laub gezierte Pyramide, auf welcher die eidgenössische Fahne wehte, war ringsum mit diesen Fahnen geschmückt, deren Zahl sich wohl auf achtzig belief.

Die Entfernung der Scheiben von dem Schießstande betrug 582 Bernfuß oder 525 franz. Fuß. Nach jedem Schusse zog der Zeiger eine Thüre zu, die ihn und die Scheibe bedeckte, so daß er vor jeder Gefahr geschützt war, und kein Unfall begegnete. Neben der großen Hütte, welche eine sechsfache Reihe von Tischen für 2400 Gedecke und zwölf Reihen Bänke enthielt, war noch die Hütte des Schießstandes, ein eidgenößisches Caffeehaus, die Büreau's der Beamten, der Saal in welchem die Ehrengaben in zierlicher Ordnung aufgestellt waren, und die geräumige Küche bemerkenswerth. Diese Hütten waren mit Blumengewinden und Laubkränzen geschmückt. An der Gallerie der Musikanten, welche im Speisesaal errichtet war, erschienen die Wappen der 22 Cantone mit Kränzen geziert, und ihre Fahnen prangten beim Eingang der Enge auf einem Triumphbogen von Laubwerk, der nach Außen die Inschrift: „Seyd herzlich willkommen!“ und nach Innen die Worte: „Ehre den Schützen!“ trug. Eine Compagnie Miliz-Scharfschützen hatte sich freiwillig zum Dienst auf dem Schießplatze angeboten, und 24 Scharfschützen-Trompeter waren bei den Mahlzeiten und beim Empfang der Schützengesellschaften, die Bataillonsmusik von Bern aber Montags, Donnerstags und Samstags zugegen. Das Schießen nach den 37 Scheiben dauerte jeden Tag von Morgens 6 bis 12 Uhr und von 1 bis 8½ Uhr ununterbrochen fort. — Alle Schüsse welche Gaben oder Prämien erhalten, wurden in den Raum von einem Zoll in den Kehrscheiben, und von sieben Zollen in den Stichscheiben geschossen, jeder entferntere Schuß geht leer aus. In den sechs Tagen des Freischießens sind bei 80 Centner Blei in Kugeln umgegossen und 103000 Schüsse gethan worden.

Folgendes sind die Verdienst-Prämien und Ehrengaben, welche die Regierung von Bern, die Städte Bern, Burgdorf, Thun, verschiedene Schützengesellschaften und Partikularen des Cantons diesem eidgenössischen Freischießen geschenkt haben: Zwei Stutzer, achtzehn silberne Becher, zwei silberne Servicen, ein Wucherstier, ein Käs mit Schachtel, ein Urfel und mehrere silberne Gegenstände — in Allem dreißig Gaben. Der Werth der verschiedenen Gaben in Geld in den 37 Scheiben belief sich auf ungefähr Fr. 16,000. Die Verdienstprämien erhielten: Franz Schmidt aus Altdorf, Franz Bühlmann aus Büttisholz, Heinrich Brüderer aus Trogen, J. Schmitter aus Stanz, Felix von Büren aus Stanzstad, A. Bourquin aus Neuenburg, Lädermann aus Lauperswyl, Joh. Oertli aus Teuffen und Joh. Frischknecht aus Wald. — Mögen Alle diejenigen, welche diesem ächt schweizerischen Feste beigewohnt haben, noch lange sich des schönen Bandes freuen, welches die Freundschaft in diesen Tagen der Eintracht und Freude um so viele Tausend Eidgenossen gewunden hat.

40.

Gute Lehre.

Wohl dem der stets dahin beflissen
Zu haben des Gerechten Preis.
Es wachsen Dornen im Gewissen,
Wenn man mit armer Leute Schweiß
Will seines Amtes Acker düngen,
Daß er soll goldne Garben bringen.

41.

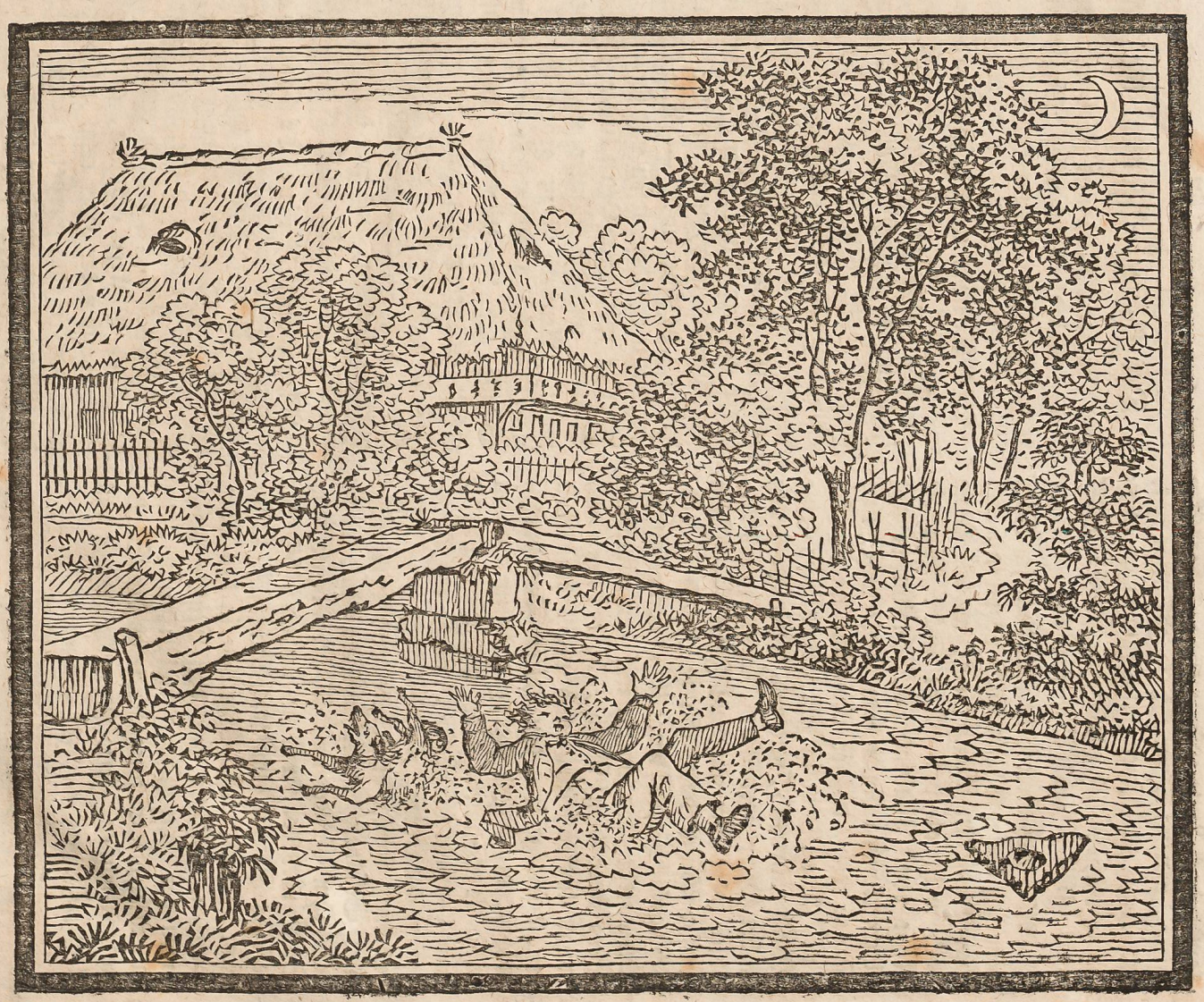
Des alten Peters Unglück beim Weiben.

(Siehe gegenüberstehende Vorstellung.)

Es ist mit dem Weiben fast eben als wenn einer in die Lotterie setzt; er weiß nie, was er bekommt. Der Peter war auch einmal jung, und wollte weiben. Aber das Vreneli mit dem halben Haar hatte schon einen andern bestellt, und Bäbeli mit den blauen Augen wollte absolut einen Herren und keinen Bauern, und so hatte jede eine andere Ausrede. Aber er bekam doch eine Frau! Nun, wer das Glück hat, führt die Braut heim, sagt ein Sprichwort. Aber das Sprichwort ist nicht eben immer wahr; einmal als Peter seine Jungfrau, das Anneli, heirathen mußte, da führte er nicht Glück ins Haus. Du liebe Zeit! Alle Tage kochte es ihm Schmälsuppe, trank er ein Glas Wein — so that sie Galle drein, und so hat sie ihn geplaget und gequält, bis er alt und grau war. (Ich weiß wohl, warum mancher seufzet, wenn er das liest.)

Endlich läutet der Siegrist Feierabend mit der Todtenglocke, und Peter denkt: Alle Qual hat nun ein Ende. Aber nun hat er keine Frau; wo soll er eine finden? Da wohnt im andern Dorfe, äneſürig dem Bach, eine reiche Wittfrau, die hat brav Geld, denkt Peter, und einen bösen Husten. Sie wollte gerne wieder mannen, sagen die Leute. Wills probiren. Es heißt ja: wagen gewinnt! — Jetzt nimmt er die beßte Sonntags-Kutte hervor, die er zu seiner lieben ersten Frauen Zeit nie tragen durfte, und bürstet sauber seinen alten Dreispitz und nimmt den Spazierstock und will in der Dunkelheit hinüberspaziren, daß es niemand merkt. Er zündet hinterm Haus sein Pfeiflein an, rechnet schon, wie viel tausend Pfund er gewinnen will, und stolpert über ein Stück Holz, die brennende Pfeife fällt ins Stroh und hui! geht helles Feuer auf! Zwar hat ers vom nahen Brunnen bald gelöscht, aber es

Peters Unglück.



laufen doch Leute zusammen, und begreifen nicht, warum Peter sich so gesuntigt hat, um Feuer zu löschen, und fangen an allerlei spitzige Worte zu reden, so daß Peter ganz kaput ins Haus zurückflieht.

Aber das Geld geht ihm doch im Kopf herum! Er will also doch probiren, und wartet auf den Mondschein, wo die Leute doch wohl ab der Gasse sind! Wie die Katze vom Taubenhaus, schleicht er auf einem Umweg hinter dem Dorf weg, und ist gar froh, daß er Niemand angetroffen hat. Die Nacht ist still und heiter, keine Maus rührt sich, und voll süsser Hoffnung trabet Peter vorwärts. Doch, neues Unglück folgt ihm auf dem Fusse! — Sein großer Hund hatte ihn zu Hause vergeblich gesucht und war ihm nachgelaufen. Peter steht eben mitten auf dem schmalen Steg über dem Bach, hört hinter sich etwas laufen, sieht sich um, ein Weidenast schlägt ihm den stolzen Dreiek vom Kopfe, der Hund springt fröhlich an ihm auf, sie kommen beide ins Schwanken, und — sieht der Leser, wie sie im Bache herumschwaderen wie die Gänse? — So pudelnaß konnte der alte Peter doch nicht zum Schätzeli, er kehrt heim, und nachdem ihm Feuer und Wasser heute sein Spiel verderbt, will er warten, bis ein besseres Zeichen im Kalender ist, damit nicht noch Luft und Erde ihm in den Weg kommen. Hätte nur der Müller besser unten den Hut nicht gefunden, und hätte nur nicht die Sonntagskutte an der Sonne troknen müssen, so wüßte niemand um das Ungefell!

Des Gäuggel-Aennelis Geschichte

wie selbige zu Nutz und Frommen der jungen Mägdlein und alten Jungfern wahrhaftig beschrieben worden.

Als Anneli noch ein Kind war.

Da meinte die Mutter: mys Aenneli ist doch das schönste Meitli! Das meinte freilich sonst niemand, aber die Mutter sagte es dem Aenneli selber und da meinte es das Meiteli auch. Die Mutter wollte es lehren spinnen, aber das Töchterli war lieber auf der Gasse, oder plauderte in den Nachbarshäusern, und meinte: „eh! das lehren i de scho no!“ — Der Schulmeister wollte es lehren lesen und singen u. s. w. Aber es war aller Orten lieber als in der Schule, und die Mutter meinte bald einmal: „Aenneli ist zu groß! Es ist bald eine Jungfrau! Was sollt es noch in die Schule gehn!“ Und der Herr Pfarrer wollte es unterweisen; aber es war unwissend und ungeschikt, und so war es als Kind, und — was der Mensch säet das wird er erndten, und wie der Mensch als Kind gezogen wird, so ist er erwachsen.

Als Aenneli eine Tochter war.

Ja! Lueg so suur du willst, Aenneli; ich wills doch allen Leuten erzählen, wie mirs mein Freund und Gevatter Schulmeister erzählt hat. Es hatte endlich Erlaubniß vom Pfarrer erhalten, aber es thut nicht was ihm der Herr erlaubt hatte, wohl aber was er ihm verboten hatte. Schon die Mutter hatte mit dem Kinde eine wahre Hoffahrt getrieben, und es beständig ge-

putzt, wie die Kinder ihre Ditteni putzen. — Da sagt mancher: eh! die Närrinn! und manche luegt über die Nase herab! Afing! Jezt war Aenneli das hoffährtigste Meitli und wollte alles haben wie die Töchtern des reichen Müllers. Wo eine Geige tönnte da war Aenneli sicher dabei, und tanzte bis Mitternacht. Das dunkte die Mutter gar schön, denn sie sagte: Mys Aenneli gfallt nadisch alle Lüte! Die jungen Pursche begleiteten Aenneli flyßig heim, und blieben da über Nacht. Und die Mutter meinte: Die Buben sy emel alli in ins vernaret, es het fast alli Nächt Chilter! Aber die Buben meinten: was allen gehört steht keinem an; und so fand die lustige Jungfer doch keinen Mann. Aber einstweilen macht ihr das wenig Kummer. So lange sie den Narren treiben konnte, fragte sie dem Ernst wenig nach, und meinte: i erwütsche zletsch doch no eine!

Wie das Aenneli gern heurathen möchte.

Zuletzt kommts doch da hinaus: Heurathen wollen sie alle! Es thut mir leid um die guten Kinder, aber ich bin nicht Schuld daran. Wie gesagt, die Buben im Dorfe begehrten seiner nicht, und es merkte daß es doch Zeit wäre, abweg zu machen, denn alter Speck schmekt niemand gut, sagt man. Einmal an einem Markt zu — — Aenneli! gelt du wirst noch jetzt roth und schämst dich! Nun ich wills eben nicht alles ausbringen! — Da gieng derselbige junge Krämer mit ihm heim, gab sich weiß nicht wie wohlhabend aus, meinte: gerade eine solche Frau sollte er haben wie Aenneli, er müsse sie haben, und so weiter. Das gefiel Aenneli und der Mutter gar wohl, und das Töchterli meinte: „jetz hani notti eine, u das e sufere!“ Ja wohl! Aber am Morge gieng der Krämer früh wieder fort, und kam nachher nicht mehr; und als das feine Töchterli ihn am nächsten Märit aufsuchte, da hatte er Aenneli nie gesehen und nie gekannt, und war also der ganze Kram vom Märit ein unehliches Töchterlein. Freilich hatte Aenneli bald beim Hans bald beim Benz probirt, aber sie wußten eben alle zu viel vom Märit, und wollte keiner anbeißen.

Jetzt fieng Aenneli an alles Ernsts an der Weihnacht Blei zu gießen, Scheiter ziehen, Sprüche zu stechen, und andere dergleichen Künste zu treiben, damit es vernehme, ob es nicht bald einen Mann kriege! Aber das Blei zeigte nur einen unförmlichen Klotz, die Scheiter waren ungerad, und der Spruch hieß: Der Narren Hoffnung wird zu Schanden werden.

Wie dem Aenneli ein Hoffnungsstern aufgeht.

Zum Glück für Aenneli war indessen die Mutter gestorben, und hatte ihm ihr kleines Vermögen hinterlassen. Aenneli denkt, jetzt kommt doch sicher noch einer, denn sie haben nur die Mutter gescheut. Aber es kam doch keiner, wenn schon es hinterm offenen Fenste zu heller Stimme sang:

Wie hat nicht alles sich
So unverhofft verkehret!
Noch kurz zuvor hab ich
Die Zeit in Freud verzehret.
Nun lieg ich von dem Leid
Auf einer wüsten Heid,
Am ganzen Leib versehret.

Zudem so find ich, daß
Mich jedermann verlassen,
Bin furchtsam wie ein Has
Auf den die Hunde passen;
Kann auch, weil in die Fehr
Kein Trost zu spühren mehr,
Kein Herz zur Hoffnung fassen.

Nun starb auch sein Kind, und Aenneli dachte: aber jetzt kommt einer, denn sie haben nur mein Kind gescheucht! — Und siehe jetzt geht ihm ein Hoffnungsstern auf! Es vernimmt: im nächsten Städtlein (nun erschrik nur nicht! ich will den Namen nicht sagen!) ist ein weiser Mann der kann wahrsagen, und giebt Bünteli mit Gangnerna, und hat schon manchem Meitli zu einem Mann geholfen! Aenneli geht auf den Wochenmarkt, sucht seinen Mann, und muß nun dem alles heimlich beichten, was es im Leben etwa gethan hat, und was sonst niemand weiß, und er visitirt ihm die Hände inwendig, und sucht dann in einem großen Buche mit der Brille, und endlich giebt er den tröstlichen Bescheid: für deine vielen Sünden must du im Kloster zu S... Meß lesen lassen, kostet 1 Neuthaler. Da ist ein Bündeli, das dir innert 24 Stunden beschert was dir bestimmt ist, kostet 1 Neuthaler. Für meine Müh ins Kloster zu schreiben u. s. w. fordre ich nur 2 Frk., zusammen 100 Batzen! — Aenneli fragt doch zuerst: aber wo finde ich was ich suche? Und der Wundermann sagt: wenn du am Ende von dem Buchwald bist, ehe du ins Dorf kömmst, so gehe links herab den Fußweg gegen das Hasenloch, dort findest du was dir bestimmt ist, bei der alten Eiche! — „Aber ists auch gewiß?“ Wer zweifelt erlangt nicht, antwortet er, streicht seine 10 Franken ein; Aenneli lauft ärstig — kommt ins Hasenloch und findet — eine todte Katze, die an der Eiche hanget!

Was mit dem Aenneli anfangen.

Daß das alles ein angelegtes Spiel von den muthwilligen Buben war, das merkt der Leser längstens. Nun ist Aenneli schabab. Mit seiner Jugend ist es aus wie mit seiner Tugend. Mann kriegt es keinen, und hätt doch so gern einen! — Ich weiß keinen bessern Rath, als Aenneli macht aus seinem halben Häusli, seinem Stückli Herd, seiner Geiß, seinem Hausrath sammt der Wieglen eine Lotterie, mit dem Beding: daß wer das große Loos hat, das Gschickli sammt dem Aenneli übernimmt. Oder — sollen wir eine freiwillige Steigerung abhalten lassen? Ich will gerne vernehmen, ob jemand Lust zu bieten hat!

43.

Wie die Alten sungen
So lerntens auch die Jungen!

Ei Fritz! Schäm dich! Du sollst nicht so fluchen! so sprach der Lehrer zu einem Knaben. Dieser aber antwortete: „Wohl freilich will ich fluchen! Der Papa flucht auch!“

Bube! Du kommst ins Schallenwerk oder gar an den Galgen, wenn du so stiehlst. So warnte der Lehrer. Und der Bube antwortete: „Eh warum nit gar! Mi Vater het g'seit er syg alme no viel en ärgere Galgestrick gsi!“

Meitli! Schäm dich, wie hast du so unreine Hände, und dein Gesicht — ei wie sieht das drein! „Heh! was wets sy! mis Müeti het g'seit es mangli si des Pützerles nüt; usufer mach o feiß!

44.

Kriegslist in der Landkutsche.

Der fürstliche Mundkoch Schunkmann war auf der Rückreise nach der Residenz von dem Besuche eines Freundes begriffen und machte die Fahrt auf einer jener elenden Landkutschen, worin die Reisenden im figürlichen Sinne gerädert werden. Im Wagen befand sich schon ein Lieutenant, welchem der mastige Begleiter sehr unwillkommen war, da bei jeder Erschütterung des Wagens die ganze Last des einige Centner schweren Körpers auf ihn fiel. Er dachte auf eine Kriegslist, sich von seiner Marter zu befreien und den Feind seiner Bequemlichkeit in die Flucht zu jagen. Bald fieng er an Gesichter zu schneiden und wunderliche Drohungen mit allen Gliedern zu machen. — „Fehlt Ihnen etwas?“ fragte der Mundkoch.

Ach! es hat noch nichts zu sagen; das Uebel ist erst im Werden. Aber nach einigen Minuten wurden die Convulsionen stärker.

„Mein Gott! was haben Sie denn?“

Es ist nichts! Fürchten Sie noch nichts ...

„Aber sagen sie mir nur, welches Uebel?“

Ich will es Ihnen wohl sagen. Vor einigen Tagen wurde ich von einem tollen Hunde gebissen. Die Aerzte haben mir die Seebäder verordnet, uud ich reise deßwegen nach Hamburg. — Der Mundkoch ließ ihm nicht die Zeit zu endigen. Er verlangte auszusteigen und zahlte den Kutscher, weil er zu Fuße gehen wollte. Der Offizier machte sich es nun bequem, während der dicke Mundkoch ärger schwitzte, als seine Braten und ganz erschöpft endlich nach mehreren Stunden ankam. Als er sein Abentheuer erzählte, lachte man ihn aus, denn der Offizier hatte seine List schon bekannt gemacht. Er konnte unter solchen Umständen aber wirklich nichts anders thun, als aussteigen, denn man ist eben so ungern von einem tollen Menschen, als von einem tollen Hunde gebissen.

45.

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im Jahr 1829 im Kanton Bern zugetragen haben.

Das Jahr 1829 gehört zu den schlechtern. Es zeichnete sich aus durch unfreundliche, nasse Witterung, so daß die Landarbeiten mit vieler Mühe und äusserst langsam gemacht werden konnten. Kirschen gab es viel, anderes Obst wenig und das meiste war ziemlich unvollkommen. Die Kornerndte war ziemlich ergiebig, so daß der Preis des Brodtes sich fast immer gleich blieb, obschon die Kartoffeln theurer waren als in frühern Jahren, weil sie nur mit Mühe gegraben wurden und sehr an der Nässe litten. Die Weinlese war schlecht, die Trauben fast ungenießbar. — Die mittlere Temperatur des ganzen Jahrs war kaum 5, also $1\frac{1}{2}$ Grad weniger als im vorigen Jahr. Die Hitze war nie groß, weil sie nicht anhaltend war, sondern immer von Regentagen unterbrochen wurde, die meist im Gefolge von Gewittern kamen. Besonders schlecht war der Herbstmonat, wo nur 3 Tage ohne Regen waren. Seit 25 Jahren ist die Kälte nur zweimal, nemlich 1814 und 1820 so früh eingetreten. Den 9. Oktober schneite es ununterbrochen bis in die Thäler hinab, so daß man sogar mit Schlitten fahren konnte, und die Obstbäume unter der Schneelast erlagen. Das Thermometer fiel auf 0 hinunter, während

es acht Tage vorher im Gurnigel, 3596 französische Fuß über dem Meere, 16 Grad über 0 stand, welche außerordentliche Hitze schwere Gewitter erzeugte, die durch das Anschwellen der Bergströme großen Schaden verursachten. Ueberhaupt hatten wir im Laufe des Jahres mehrere starke Gewitter, die mit Sturm und Hagel begleitet waren. Den 4. Jenner verspürte man in Bern, Freiburg, Guggisberg und dem ganzen Längenberg nach eine ziemlich starke Erderschütterung, die jedoch ohne Schaden blieb.

Von der hohen Regierung, so wie von Behörden und Privatpersonen wurde manches schöne Werk zu Tage gefördert, das den Freund des Vaterlandes erfreuen muß. Wir wollen nur einiges anführen, das den gemeinnützigen Sinn unserer Mitbürger beweisen mag. — Schon lange fühlte man das dringende Bedürfniß einer Lehranstalt für Knaben, welche sich keinem gelehrten Stande sondern bürgerlichen Berufsarten widmen, und daher die Zeit, die in der Litterarschule auf alte Sprachen verwendet wird, für andere Fächer zu benutzen wünschen, die auf ihre künftige Bestimmung berechnet sind. Eine solche ist nun, unter dem Namen Realschule, ins Leben getreten, und von der obersten Stadtbehörde mit 10 bis 12000 Franken jährlichen Einkommens dotirt worden. — Von der nemlichen Behörde ist die Erweiterung der Stadt-Bibliothek beschlossen worden, welches dadurch geschieht, daß das Erdgeschoß, das bisher zu Kammern von Krämern diente, dazu eingerichtet werden soll. — In Burgdorf begieng man ein schönes Schulfest zur Einweihung des neu erbauten Schulhauses für die Kinder der Einsaßen, wozu, so wie für die Anstellung eines zweiten Lehrers, die Stadtbehörden jedes Opfer gebracht hatten. — In Thun wurde durch Unterschriften eine Kleinkinderschule gestiftet, in der Kinder armer Eltern von 3 bis 6 Jahren von einer Lehrerin den Tag über zweckmäßig beschäftigt werden. Wie wohlthätig eine solche Anstalt ist, wird wohl jedem einleuchten, der weiß, wie sehr sonst solche Kinder vernachläßigt werden. — Die Gemeinde zu Wahlern schenkt den Jünglingen, die von ihr auferzogen worden und die also nach dem Armenrecht ihre Erziehungskosten erstatten müssen, bei ihrer Verheirathung einen Theil oder das Ganze dieser Kosten, vorausgesetzt jedoch daß sie Zeugnisse ihres sittlichen Wohlverhaltens aufweisen können. — Die Gemeinde Cremine, welche zu der von der Regierung neulich gestifteten Pfarrei Grandval im Münsterthal gehört, bot derselben ein Pfarrhaus und dessen Unterhalt samt 10 Jucharten Landes und dem nöthigen Holz an.

Erfreulich war der Bericht über die Vertheilung der Liebessteuer an die Brandbeschädigten in Müntschemier, die in Frieden und Eintracht vollführt worden ist und Liv. 30000 betrug. So traurig eine Feuersbrunst für diejenigen ist, deren Hab und Gut sie verzehrt, so wohlthätig ist ein solches oder ähnliches Unglück zu Anregung des gemeinnützigen Sinnes, der Brüder an Brüder kettet. Diesen zu nähren und zu pflegen ist ebenfalls einer der Zwecke der Sangvereine, die dießmal in Wangen und Sumiswald so herzlich gefeiert wurden, so wie auch das Laupenfest nicht wenig dazu beitrug, an dem der Grundstein für das künftige Denkmal gelegt wurde.

Die ökonomische so wie die gemeinnützige Gesellschaft bietet alles auf, das Wohl der Landeseinwohner physisch und geistig zu fördern, indem sie Preisfragen über höchst wichtige Gegenstände ausschreibt, neue Entdeckungen prüft, und das Anwendbare dem Volke bekannt macht und unterstützt.

Die verschiedenen Versicherungsanstalten und Ersparnißcassen gehen ihren stillen Gang und gewinnen immer mehr Credit und Mitglieder. Zu Verhütung größern Unglücks bei entstandenem Feuer, das die in so vielen Dörfern unsers Cantons dicht an einander stehenden Strohdächer ergreift, so daß leicht ganze Dorfschaften verbrennen, hat der große Rath verordnet, daß von nun an alle neuen Gebäude mit Ziegeln oder Schiefern gedeckt werden müssen, es sei denn, daß dieselben wenigstens 600 Schuh von andern Gebäuden errichtet werden.

So gieng uns auch dieses Jahr, wenn schon nicht so gesegnet und fruchtbar, wie manches frühere, doch still und ruhig vorüber. Lasset uns dem Herrn danken für seine Güte, die er aufs neue an uns bewiesen hat.

Inhalt.

1. Des Boten Gruß.
2. Vom Schießen.
3. Woher kommen die Quellen und Flüsse?
4. Etwas vom Pilatus-Berg.
5. Es geht halt ungleich!
6. Goldenes A. B. C. für allerlei Stände.
7. Hexenmeister.
8. Kugel im Kopfe.
9. Vorwitz.
10. Ankündigung eines merkwürdigen Buches.
11. Guter Appetit.
12. Von einer gelehrten Frau.
13. Mittel, die Schmarozer zu vertreiben.
14. Viel guter Rath um wenig schlechtes Geld.
15. Beschreibung von Neuenstadt.
16. Nicht alles Neue ist besser!
17. Der wunderliche Name.
18. Apropo von Namen.
19. Rettung eines Erfrornen.
20. Vom Kaffee.
21. Der graue Student.
22. Das Aushängschild.
23. Wieder ein Avis-Blatt.
24. Es kommt nicht jeder Schelm so leicht davon.
25. Nichts für ungut.
26. Das Glücksrad.
27. Raritäten.
28. Worterklärungen.
29. Denkmal zu St. Jakob.
30. Merkwürdigkeit.
31. Eine merkwürdige Tanzpartie.
32. Etwas Ernsthaftes und doch Lustiges.
33. Die Leute werden auf mancherlei Weise gesund.
34. Die unerwartete Erbtheilung.
35. Auch gut so!
36. Anekdoten.
37. Ueber den Stock.
38. Etwas über Algier.
39. Das eidgenössische Freischießen im Jahr 1830.
40. Gute Lehre.
41. Des alten Peters Unglück beim Weiben.
42. Des Gäuggel-Aennelis Geschichte.
43. Wie die Alten sungen, so lerntens auch die Jungen.
44. Kriegslist in der Landkutsche.
45. Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im Jahr 1829 im Kanton Bern zugetragen haben.